



WERK und WIR
HOESCH AKTIENGESELLSCHAFT

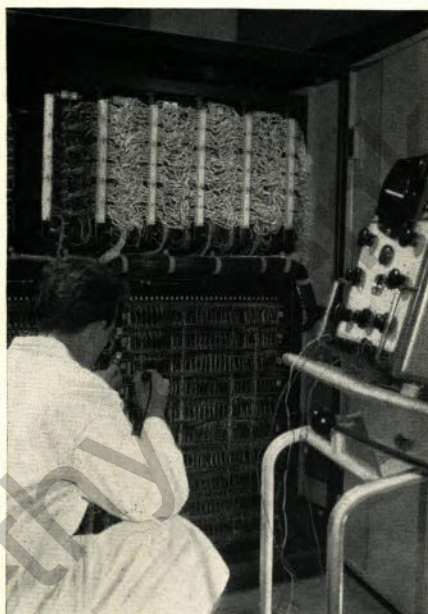
7

1961

L 7147 E



Titelseite: Am 17. Mai 1961 war es soweit: der Richtkranz hing über dem Dach des höchsten Wohnhauses unserer neuen Siedlung in Dortmund-Wambel, und drei Zimmerleute begannen den Richtspruch „mit Gunst und Verlaub“



Rückseite: Zwei elektronische Rechenanlagen hat die „Zentrale Datenverarbeitung Hoesch“ in Betrieb genommen, die eine Vielzahl schwieriger Rechenarbeiten ausführen. Das „Gedächtnis“ der Anlage ist der Speicher, dessen „Eingeweide“ Horst Schmidt prüft.

Im Dortmunder Raum entsteht in diesem Jahre eine – wie wir glauben sagen zu dürfen – vorbildliche Siedlung, die sogenannte Schwedensiedlung an der Akazienstraße in Wambel, die die bekannten schwedischen Architekten Jaenecke und Samuelson geplant haben. Am 17. Mai 1961 begingen wir das Richtfest dieser Siedlung mit ihren 115 Einfamilienhäusern und mit ihren 144 Wohnungen in vier Hochhäusern; in dieser Siedlung werden bald 259 Hoesch-Mitarbeiter mit ihren Familien bestimmt gut und hoffentlich glücklich wohnen. Wir berichten darüber in diesem Heft: Anlaß genug für einige grundsätzliche Bemerkungen zum Wohnungsbau.

Seitdem Wirtschaftsunternehmen Wohnungen bauen, hört man immer wieder die kritische Frage: Gehört es überhaupt zu den Aufgaben der Unternehmen, Wohnungen für ihre Mitarbeiter zu bauen? Allerdings, die Unternehmen haben sich weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart zum Wohnungsbau gedrängt; unsere allererste und wichtigste Aufgabe bleibt nach wie vor: Kohle fördern und Eisen und Stahl erzeugen und verarbeiten!

Als Unternehmen sind wir zwar eine Leistungsgemeinschaft, die wirtschaftlichen Zwecken dient, die aber auch ihren Mitgliedern gegenüber soziale Verpflichtungen hat, ähnlich wie das bei allen Gemeinschaften – beginnend bei der Familie über die Gemeinde bis hin zum größten Sozialgebilde, dem Staat – der Fall ist.

Diese sozialen Verpflichtungen werden immer dann besonders stark sein, wenn andere Gemeinschaften, beispielsweise die Familie, die Gemeinde oder der Staat, diese Verpflichtungen nicht voll erfüllen können. In diesem Zusammenhang sei nur an die betriebliche Altersversorgung erinnert, die bedeutungsvoll war, solange die gesetzlichen Renten unzureichend waren und den Lebensunterhalt nicht sichern konnten.

Ähnlich ist es auch auf dem Gebiet des Wohnungsbaus. Schon in der Frühzeit der Industrialisierung haben die Unternehmen Wohnungen bauen müssen. Zunächst um Arbeitskräfte anzusiedeln, und später, weil Privatinitiative und staatliche Förderungen nicht ausreichten, die Wohnungsnot zu beseitigen.

Die Unternehmen haben also Wohnungen bauen müssen, wenn ihnen die Wohnungsnot keine andere Wahl ließ. Der letzte Krieg zerstörte Millionen Wohnungen; Millionen Flüchtlinge strömten aus den Ostgebieten nach Westdeutschland. Eine kaum noch vorstellbare Wohnungsnot war die Folge der Marschier- und Trümmerjahre. Auf engstem Raum, in Baracken und in beschädigten Wohnungen hausten Millionen von Menschen. Da traten die Unternehmen in die Lücke; nur sie konnten, weil der Staat andere noch größere Sorgen hatte und Privatpersonen nicht bauen konnten, die Wohnungsnot lindern helfen. Dazu kam, daß Mitarbeiter, die in unzureichenden Wohnverhältnissen leben, auch bei bestem Willen keine vollwertige Arbeit leisten können.

Weil die westdeutschen Wirtschaftsunternehmen erhebliche Mittel für den Wohnungsbau aufwendeten, konnten in den vergangenen Jahren so viele Wohnungen errichtet werden. Auch Hoesch stand nicht zurück: Ende September 1960 verfügte Hoesch über 26500 Wohnungen; unter ihnen waren 10000 Wohnungen werkseigen und 16500 werksgebunden. 17000 der 26500 Wohnungen wurden allein in den Jahren nach dem Krieg gebaut. Hinter diesen nüchternen Zahlen verbirgt sich eine Aufbauleistung, die über den Rahmen des Unternehmens hinaus auch wirtschafts- und gesellschaftspolitisch bedeutungsvoll ist.

In Vergangenheit und Gegenwart hat der betriebliche Wohnungsbau den Wohnungsbau befruchtet und ihm die Richtung gewiesen. Auch unsere Schwedensiedlung soll unseren Mitarbeitern Wohn- und Lebensraum schaffen, der familiengerecht ist und auch weitgespannte Vorstellungen von modernem Wohnungs- und Siedlungsbau erfüllt. Gewiß haben sich in den letzten Jahren die materiellen und sozialen Verhältnisse der westdeutschen Arbeitnehmer wesentlich gebessert, so daß manche Sozialleistungen, die durch die Not der ersten Nachkriegsjahre entstanden waren, heute ihre Daseinsberechtigung verloren haben. Die letzten derartigen Sozialleistungen haben wir bei Hoesch im Zusammenhang mit der Einführung des Urlaubssparens am 1. Oktober 1960 eingestellt. Unseren betrieblichen Wohnungsbau werden wir jedoch noch auf Jahre hinaus weiterführen; denn in den Großstädten, in denen sich die meisten unserer Werke und Gesellschaften befinden, herrscht immer noch ein großer und dringender Wohnungsbedarf. Viele unserer Mitarbeiter wohnen auch heute noch völlig unzureichend.

Der Wohnungsbau ist immer noch eine der wichtigsten und dringendsten Aufgaben unserer Zeit. Er muß daher auch in den nächsten Jahren mit allen Mitteln gefördert werden. Es erscheint uns deshalb nicht geraten, wollte man aus konjunkturpolitischen Gründen die Wohnungsbautätigkeit einschränken. Viele Familien, vor allem solche mit geringem Einkommen, leben immer noch in unzulänglichen Wohnverhältnissen; eine Drosselung des Wohnungsbaus träfe gerade sie besonders stark. Eine menschenwürdige Wohnung ist die Grundlage des Familienlebens wie das Leben in der Familie die Grundlage unseres Gemeinschaftslebens. Darum sollen und wollen wir gerade im Wohnungsbau nicht müde werden. Wir freuen uns, daß unsere neuen Siedlungen für diesen Willen sprechen.

Dr. Harald Koch

Inhalt

- 275 Im Bruchteil von Sekunden – Die Zentrale Datenverarbeitung Hoesch
- 278 Wie die Null nach Westen wanderte ■
- 280 Richtkranz über der Schwedensiedlung
- 282 Nach schwedischem Vorbild in Dortmund gebaut ■
- 284 Zehn Walzenstände auf dem Weg zu Hoesch
- 285 Mensch im Eisen
- 286 Gleiche Wettbewerbsbedingungen für den gemeinsamen Stahlmarkt
- 287 Für eine enge europäische Zusammenarbeit
- 288 Fünf Jahre Akademie für Führungskräfte
- 290 Das Bild des Monats
- 291 Wie die andern leben: Familie Jansen in Holland ■
- 293 Auf den Spuren des Hellwegs ■
- 296 Passiert – notiert – fotografiert
- 297 Alle Brinkmänner machen fünfzig Jahre voll
- 302 In der Kunstaussstellung der Ruhrfestspiele ■
- 306 Jubilare
- 307 Fotowettbewerb



Hoesch AG Bergbau Essen-Altenessen



Hoesch AG Westfalenhütte Dortmund



Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg



Hoesch AG Rohrwerke Hiltrup



Schmiedag Aktiengesellschaft Hagen i. Westf.



Zweigniederlassung Werk Ruegenberg Olpe i. Westf.



Maschinenfabrik Deutschland AG Dortmund



Trierer Walzwerk Aktiengesellschaft
Wuppertal-Langerfeld



Schwinn Aktiengesellschaft Homburg/Saar

Schwinn S.à.r.l. Hénin-Liétard (Pas-de-Calais)



Becke-Prinz GmbH Dortmund



Dörken Aktiengesellschaft Gevelsberg



Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH
Oberdollendorf a. Rhein



Dortmunder Drahtseilwerke GmbH Dortmund

Carl Flügge GmbH Hamburg



Dortmunder Plastik GmbH Dortmund



Hoesch Bergbautechnik GmbH Dortmund



Werk Federstahl Kassel



Hoesch Eisenhandel mbH Dortmund

Claasen, Muth & Co. GmbH Bremen



Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH Essen



Hoesch Düngerhandel GmbH Dortmund



Hoesch Export GmbH Dortmund

Hoesch Export GmbH Oficina de Madrid

Hoesch Export GmbH Bureau Bruxelles



Hoesch Argentina S.A. Industrial y Comercial
Buenos Aires



Hoesch Limited London



Hoesch Italiana Mailand



American Hoesch Inc. New York

Industriewerte AG Dortmund

Gesamtbelegschaft 49000

Im Bruchteil von Sekunden



Die Zentrale Datenverarbeitung Hoesch

Vor wenigen Monaten hat die „Zentrale Datenverarbeitung Hoesch“ im Verwaltungsgebäude der Schachtanlage Kaiserstuhl zwei elektronische Rechenanlagen in Betrieb genommen. Am 10. Mai sprach Dr. Wohlgemuth vom Direktorium der Westfalenhütte bei einer Konzentration über diese neue Anlage, mit der eine Vielzahl schwieriger Rechenarbeiten ausgeführt werden kann. Am 15. Juni stellte er sie bei einer Besprechung allen Hoesch-Fachleuten des Rechnungswesens vor. Beide Male ergänzte seine Ausführungen ein eigens gedrehter Film, dessen Drehbuch von Karl-Heinz Graudenz stammt und der unter dem Titel „Im Bruchteil von Sekunden“ unsere „Elektronengehirne“ zeigt und die Fülle ihrer künftigen Einsatzmöglichkeiten zu veranschaulichen sucht.

Wie in allen anderen Industriebetrieben werden auch bei Hoesch bestimmte Güter erzeugt. Wie immer sie heißen mögen: Koks oder Stahl, Halbzeug oder Fertigprodukt, Profil, Band oder Rohr – industrielle Produktion ist nicht möglich ohne Organisation. Vergessen wir nicht, daß zwischen dem Auftragseingang und der Waren- auslieferung nicht nur die zahlreichen Stationen von Planung und Fertigung liegen – zwischen ihnen liegen auch unendlich viele Rechenvorgänge, und zwar technischer wie kaufmännischer Art.

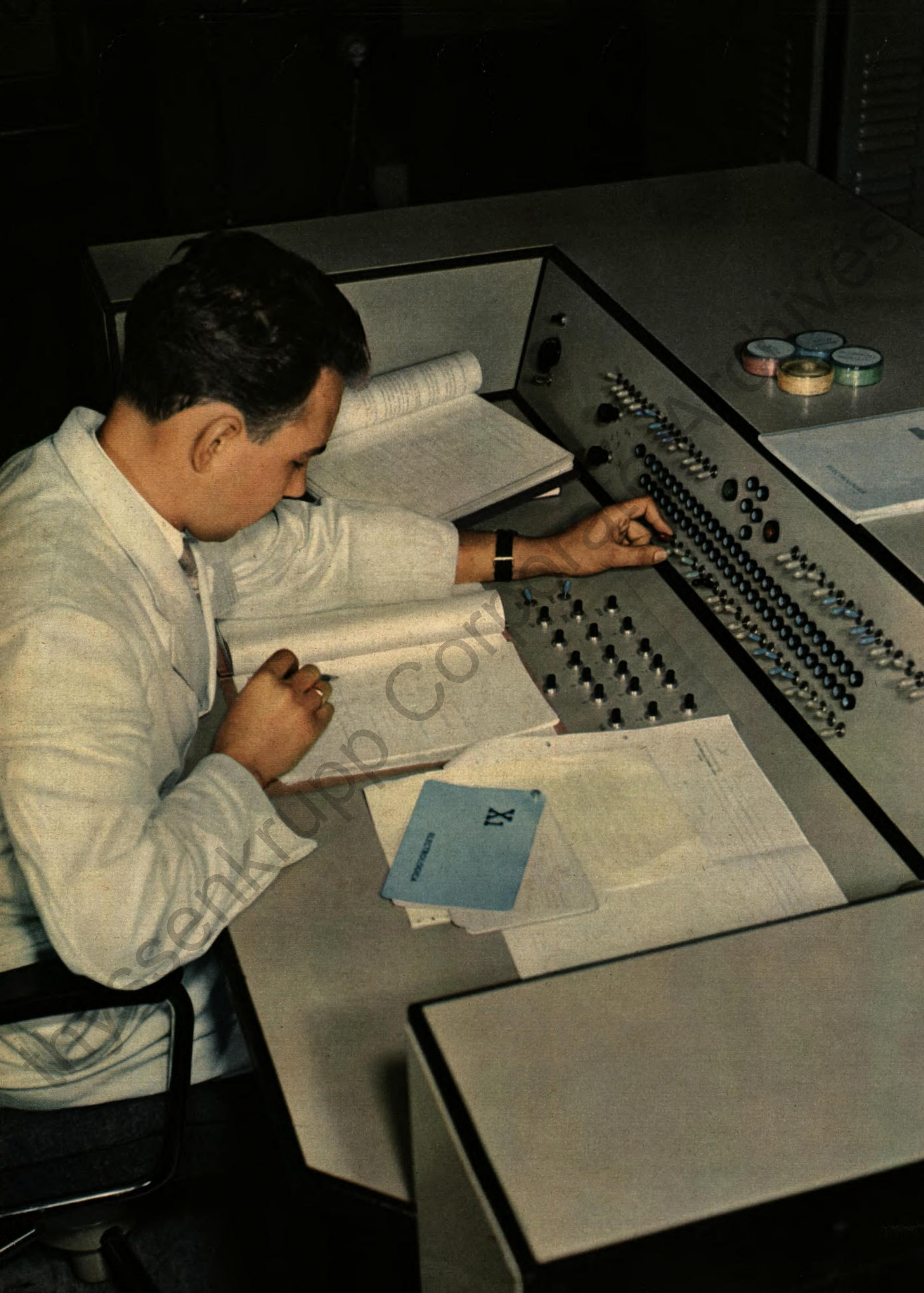
Zunächst gilt es, eine Vielzahl von Informationen – wir bezeichnen sie als „Daten“ – festzuhalten. Da sind die technischen Daten: Temperaturen und Stückzahlen, Zeiten und Geschwindigkeiten. Und da gibt es kaufmännische Daten: Preise und Materialien, Hilfsmittel und Dienstleistungen, Stunden- und Akkordlöhne. Freilich genügt es nicht, diese Daten zu erfassen. Sie müssen auch verarbeitet werden. Die Datenverarbeitung war früher zeitraubende Schreibtischarbeit, die eine Fülle rechnerischer und registrierender Aufgaben mit sich brachte.

Trotz des Fortschrittes ist die Lochkarte nicht schnell genug

Erst die Erfindung des Lochkartensystems hat hier Wandel geschaffen. Ordnen, Registrieren

und Rechnen ist mit der Lochkarte leicht geworden. Die Lochkarte übersetzt Worte und Merkzeichen in Ziffern, die wiederum in Karten gelocht werden. Maschinen fühlen die gestanzten Löcher ab, so daß bei jedem Loch ein elektrischer Kontakt zustande kommt. Auf diese Weise werden die Lochkarten nach dem eingestanzten Inhalt sortiert und anschließend an die Rechenmaschine weitergegeben. Mit Hilfe dieses Systems können alle Rechenarbeiten um ein Vielfaches schneller erledigt werden, als es etwa einem Buchhalter oder Statistiker mit Hilfe der schreibenden Hand und des rechnenden Gehirns möglich wäre. Auch Hoesch hat sehr früh die Vorteile der Lochkarte ausgenutzt: schon 1920 hat man bei uns die ersten Lochkartenabteilungen eingerichtet.

Doch im Laufe der Jahre nahm die Zahl der Geschäftsvorgänge, die rechnerische oder ordnende Bearbeitung erforderten, ständig zu. Sollte auch weiterhin ein rationeller Betriebsablauf gewährleistet sein, so mußte die Verarbeitungsgeschwindigkeit für Tausende von Daten beschleunigt werden. Und das konnte die Lochkartenabteilung als halbautomatische Anlage nicht schaffen. Sie rechnet zwar schnell, aber nicht schnell genug. Und vor allem: Sie braucht den Menschen, der zwischen jedem Rechengang eingreifen muß. Wenn wir beispielsweise die in einem Monat aufgelaufenen





Kosten nach Kostenarten und Kostenstellen aufteilen wollen, ist es notwendig, die Lochkarten zunächst nach Kostenarten zu sortieren und in der Tabelliermaschine zu addieren und auszuschreiben. Dann muß jemand die Karten herausnehmen, umsortieren und wieder in die Tabelliermaschine geben. Ein anderes Beispiel ist die Lohnabrechnung, bei der allein zwölf verschiedene Arbeitsgänge zu erledigen sind.

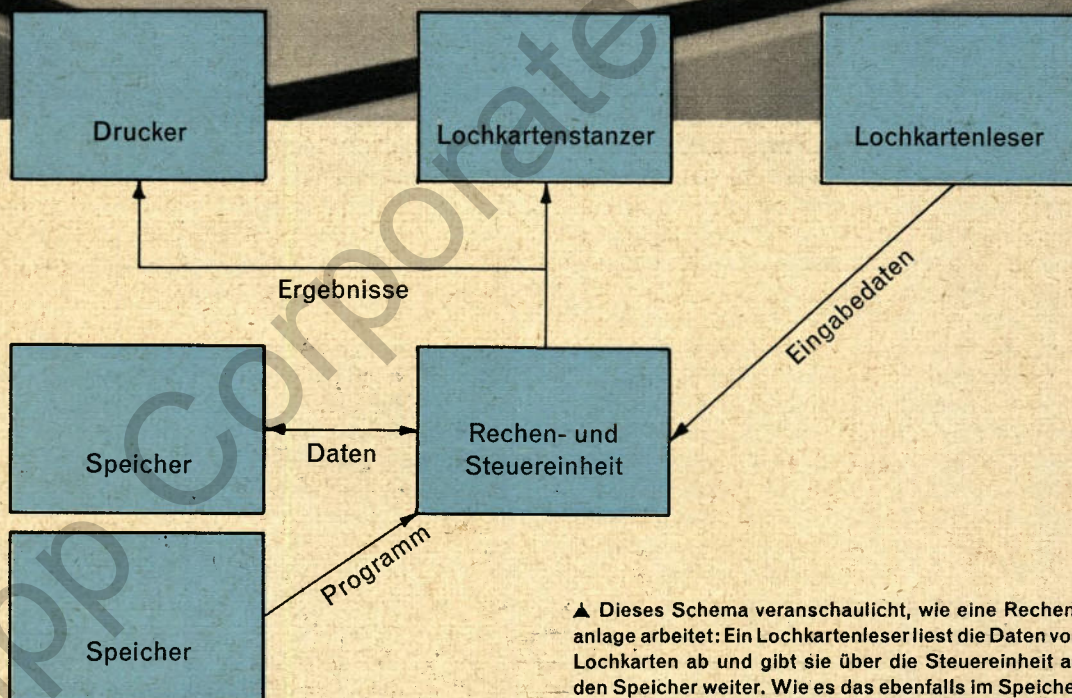
Zwei elektronische Rechenanlagen bei Hoesch

Aus all diesen Gründen ergänzte Hoesch die Lochkartenabteilungen im vergangenen Jahr durch zwei elektronische Rechenanlagen. Diese „Elektronengehirne“ verblüffen durch ihre ungeheuer hohe Arbeitsgeschwindigkeit wie durch die Logik ihres Systems. Die Geschwindigkeit, mit der elektronische Anlagen rechnen, ist durchaus keine Hexerei – mag sie auch so anmuten. Sie findet vielmehr eine ganz nüchterne physikalische Erklärung:

Man muß sich vergegenwärtigen, daß Lochkartenmaschinen über elektrische Schalter gesteuert werden, die das Fließen des Stromes gestatten oder verhindern. Ihre Lamellen wiegen zwar nur ein fünftel Gramm. Immerhin stellen sie eine Masse dar, die bewegt werden muß. Und ihr Trägheitsmoment setzt der Arbeitsgeschwindigkeit von Lochkartenmaschinen bestimmte mechanische Grenzen.

Elektronen dagegen wiegen praktisch nichts. Ihr Gewicht beträgt ein neunzigquadrillionstel Gramm (ein Bruch, in dessen Nenner eine Neun mit 28 Nullen steht...)! Weil sie also nahezu gewichtslos sind, haben sie auch kein Trägheitsmoment, sondern lassen sich verzögerungslos steuern. Willig ändern sie die Richtung ihrer Bewegung – wenn es ihnen befohlen wird, sogar millionenmal in der Sekunde.

An die Stelle verhältnismäßig langsam schaltender Relais traten also zunächst die Elektronenröhre und in jüngster Zeit der raumsparende Transistor als Steuerelement. Damit wurde die wesentlich beschleunigte elektronische Steuerung von Rechenanlagen möglich.



Sie kann nur „Ja“ und „Nein“ unterscheiden

Doch wie bringt man einer solchen Maschine das Rechnen bei? Zunächst muß sie – wie jemand, der Rechnen lernen will – zählen können. Da eine solche Maschine aber nur Stromfluß und Stromruhe kennt, kann sie offenbar auch nur „Nein“ und „Ja“ unterscheiden. Die neuen Rechenmaschinen verschmähen die guten, alten Dezimalzahlen – sie arbeiten mit nur zwei gegensätzlichen Begriffen: mit „Null“ und „Eins“. Wie die uns gewohnten Dezimalzahlen dem neuen, „binären“ Zahlensystem entsprechen, zeigt die folgende Aufstellung:

dezimal	binär
0	0
1	1
2	10
3	11
4	100
5	101
6	110
7	111
8	1000
9	1001

▲ Dieses Schema veranschaulicht, wie eine Rechenanlage arbeitet: Ein Lochkartenleser liest die Daten von Lochkarten ab und gibt sie über die Steuereinheit an den Speicher weiter. Wie es das ebenfalls im Speicher festgehaltene Rechenprogramm verlangt, werden die Daten vom Speicher abgerufen und in der Steuereinheit verarbeitet. Die erzielten Ergebnisse werden in Lochkarten gestanzt oder über einen Drucker in Klartext ausgeschrieben. Wie die Wirklichkeit aussieht, veranschaulicht das Bild oben: es zeigt Heinz Jergas und Martin Müller am Steuergerät, im Hintergrund, flankiert von Lochkartenschächten, der Lochkartenleser und hinten links der Drucker

Diese Vereinfachung ermöglicht den Rechenmaschinen die hohe Arbeitsgeschwindigkeit – zweihundertfünfzigtausendmal in der Sekunde laufen Impulse an dem Leitungsdraht entlang und gelangen zu einem Schalter, der entweder geöffnet oder geschlossen ist, so daß die Impulse weiterlaufen können oder nicht. Doch neben dem Vermögen, mit Hilfe von nur zwei Zahlen auch die kompliziertesten Rechnungen durchzuführen, haben die elektronischen Rechenanlagen noch eine weitere erstaunliche Fähigkeit: Sie besitzen ein „Gedächtnis“ – einen Speicher, in dem sie eine Vielzahl von Zahlenwerten, von Zwischenergebnissen beliebig lange aufbewahren, sich gewissermaßen „merken“ können, bis sie für einen Rechenvorgang benötigt werden.

Maschinen mit Gedächtnis

Aber nicht nur Zahlen werden hier gespeichert, sondern auch gesamte Rechenprogramme. Ist ein Rechnungsgang abgeschlossen, sieht die Maschine im Speicher nach, was sie als nächstes tun soll. Hat sie auch diese Aufgabe erledigt, erkundigt sie sich nach dem nächsten Arbeitsgang. Solchermaßen elektronisch ausgerüstet, ist die Zentrale Datenverarbeitung Hoesch mit ihren beiden Hochleistungsrechenanlagen heute allen Anforderungen eines kaum noch übersehbaren Daten- und Informationsflusses gewachsen:

Sie verfügt über 25000 Speicherplätze (sie kann sich 25000 Zahlenwerte, Zwischenergebnisse, Informationen beliebig lange „merken“). Sie wertet stündlich bis zu 65000 Karten aus, stanzt in derselben Zeit 7200 Karten und schreibt daneben noch 9000 Zeilen Klartext.

Damit ist sie in der Lage, weit mehr zu erledigen, als nur die „klassischen“ Rechenarbeiten wie Statistik, Lohn- und Materialabrechnung. Sie erschließt sowohl dem Kaufmann als auch dem Ingenieur neue, schnellere und weiterreichende Möglichkeiten der Rechnung, der Kontrolle und der Planung.

Gleich wichtig für Kaufmann und Techniker

Dem Kaufmann gestattet sie zunächst einmal genauere Kostenanalysen. Sie ermöglicht darüber hinaus die automatische Durchführung der Kostenrechnung – von der Sammlung der Kosten bis zur fertigen Erfolgsrechnung. Und sie vereinfacht die Ermittlung optimaler Bestellgrößen und erleichtert damit sowohl Einkauf wie Lagerhaltung.

Doch auch der Techniker wird künftig auf elektronischem Wege wesentlich schneller als bisher zu entscheidenden Auskünften gelangen. Mehr noch: Unsere Rechenanlagen geben den Ingenieuren die Möglichkeit, Probleme der Planung nicht nur im Bruchteil des früheren Zeitaufwandes, sondern auch mit erheblich vergrößerter Genauigkeit zu durchdringen. Das ist überall dort von entscheidender Bedeutung, wo es gilt, das günstigste Betriebsverhalten zu ermitteln. Die Vielzahl der Stationen auf dem

Wege vom Erz zum Stahl und ihre Abhängigkeit voneinander lassen alle Planungsaufgaben einem Schachspiel ähneln: Es gilt, so viel Züge wie möglich vor auszudenken. Und hier ist die elektronische Rechenanlage dem menschlichen Gehirn weit überlegen.

Einige Beispiele mögen für sich sprechen: Da sind die Hochöfen, deren günstigste Beschickung schwierige Rechenaufgaben mit sich bringt. Da sind die Stahl- und Walzwerke, deren kostengünstigste Auslastung die Rechenanlage schnell ermittelt. Da ist das Betriebsgeschehen selbst, das von Rechenanlagen überwacht wird, die bei plötzlichen Störungen schneller und sicherer als der Mensch planungsändernde Entscheidungen treffen. Da sind – denken wir nur an die Westfalenhütte – Transportprobleme zu lösen: Die rechnenden Elektronen berücksichtigen Lokomotivanzahl und Zuglängen genau wie Weichen und Kreuzungen. Da ist die Verbundwirtschaft: In kürzester Zeit läßt sich elektronisch der günstigste Energieeinsatz ermitteln.

„Aber lächeln können sie nicht...“

Mit dieser Fülle von Einsatzmöglichkeiten wird die Zentrale Datenverarbeitung Hoesch zum unentbehrlichen Helfer unserer Kaufleute wie unserer Techniker. Sie beschleunigt die Lösung aller kaufmännischen und organisatorischen, aller planerischen und konstruktiven Aufgaben, weil sie eine kaum übersehbare Vielfalt notwendigen Zahlenmaterials teils bereithält, teils in Bruchteilen von Sekunden errechnet.

Elektronen rechnen: addieren und subtrahieren, multiplizieren und dividieren in Mikrosekunden, rasen durch Transistoren, fahren Einbahnstraßen entlang, haben ein Gedächtnis, erinnern sich an 25000 verschiedene Werte, schreiben Ergebnisse im Klartext und – wissen doch nichts vom Dezimalsystem.

Richtig angeleitet, beherrschen sie die Kunst des Rechnens und „Denkens“ vollendet – so vollendet, daß sich auch Altbundespräsident Professor Heuss anlässlich der Besichtigung eines Rechenzentrums beeindruckt zeigte. Bis er schließlich in breitestem Schwäbisch einschränkte: „Soso, die Elektronen! Aber lächeln – lächeln können sie nicht...“

Wie die Null nach Westen wanderte

Rechnen in alter und in neuer Zeit

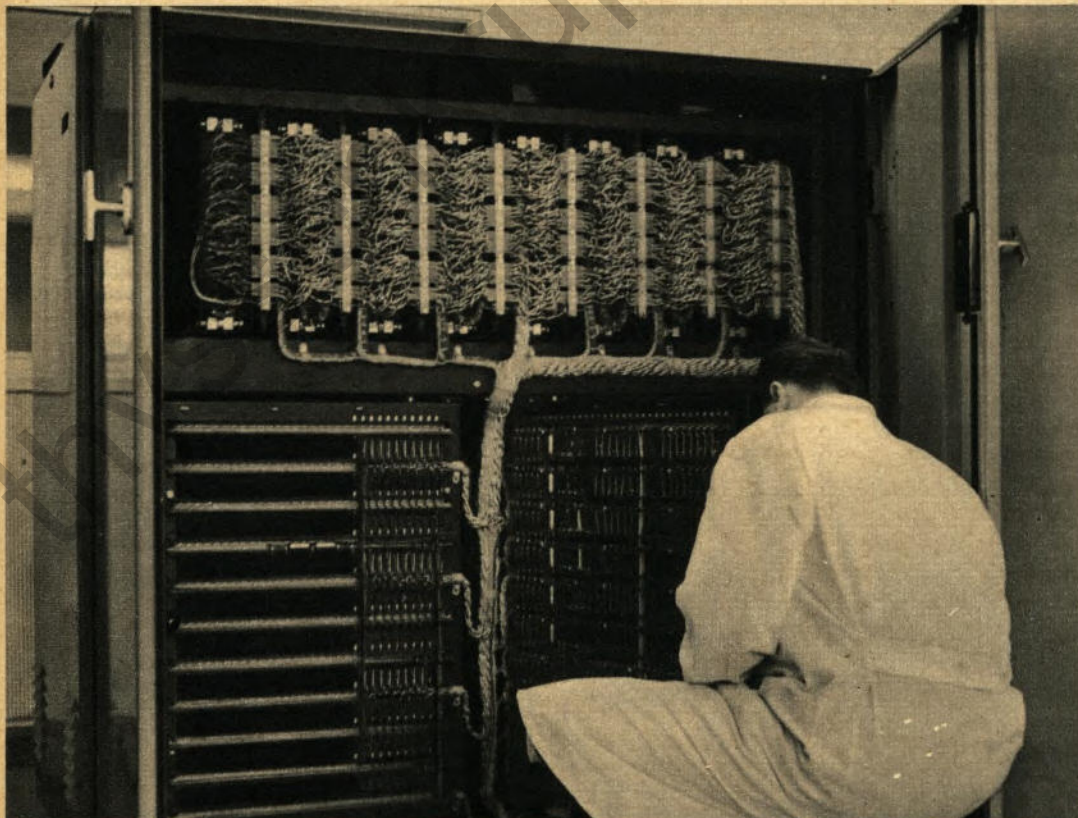
Jedes Kind kann heute nach den ersten Schuljahren eine Millionenzahl ohne Zögern niederschreiben. Es benötigt dazu nur sieben Zahlzeichen, und der moderne Mensch kann sich kaum noch vorstellen, welche unendlich lange Entwicklung nötig war, welche Kraft der Abstraktion und welche geistigen Energien aufgeboren werden mußten, um dieses System von Zahlung und Rechnung zu erfinden und zu seiner heutigen Vollendung zu entwickeln.

Wie zählten und zählen heute noch die primitiven Völker? Ihr Zahlenbewußtsein geht über das Ich und das Du, die Eins und die Zwei kaum hinaus. Alles, was jenseits davon existiert, ist Vielzahl, ist das Unübersehbare, ist die Welt draußen. Hier besteht eine Grenze. Erst mit der Drei ist sie überschritten, beginnt die eigentliche „Zählreihe“, die sich dann beliebig fortsetzen läßt.

Zween, zwo, zwei

In der Südsee lebende Stämme zählen heute noch: Eins, zwei, zwei-eins, zwei-zwei, zwei-zwei-eins und so weiter. Hier ist jene Grenze noch deutlich, ist die Zweierheit, das „Dual“ noch wirksam, das auch in dem deutschen „Du“ anklingt. Noch heute sind im Arabischen die Eins und die Zwei Eigenschaftswörter, deren Geschlecht und grammatikalische Formen sich nach dem gezählten Gegenstand richten, und auch im Deutschen gab es bis zum 17. Jahrhun-

◀ Das Gedächtnis der Anlage ist dieser Speicher, der sich 25000 Daten merkt und außerdem angibt, welcher Rechengang jeweils zu folgen hat. Heinz Günter Bruckmann läßt uns in die Eingeweide des Gerätes schauen



dert die Formen zween, zwo und zwei für das männliche, weibliche und sächliche Geschlecht. Aber gerade die Loslösung der Zählreihe von den gezählten Dingen, die Tatsache, daß die Zahl keine Eigenschaft des gezählten Gegenstandes ist, diese Abstraktion hat dem menschlichen Geist ungeheure Schwierigkeiten bereitet. Viele Anzeichen deuten darauf hin, daß die Völker bei der Zahl Vier noch einmal eine ähnliche hemmende „Zählgrenze“ zu überwinden hatten wie bei der Zahl Zwei.

So haben die Japaner nur bis zur Zahl Vier ihre eigenen Wörter. Darüber hinaus gebrauchen sie aus dem Chinesischen entlehnte Zahlwörter. Die Russen zählen eigentümlicherweise ihr Alter über vier Jahren nach „Sommern“, darunter aber wirklich nach „Jahren“.

Vom Ich und Du zu Fingern und Zehen

Es ist fast selbstverständlich, daß die Naturvölker, war das Zählhemmnis der Zwei oder der Vier einmal überwunden, jene Körperteile zum Zählen verwendeten, die sie – außer den Zähnen – als Menge empfanden und sozusagen stets bei der Hand hatten: die Finger oder auch die Zehen. In den Zahlwörtern eines Indianerstammes spiegelt sich dies noch deutlich wider. Das Zahlwort für die Eins, deren Symbol der kleine Finger ist, lautet etwa: „Das Ende ist ungebeugt“, während man statt der Fünf einfach sagt: „An meiner Hand ist es fertig.“

In den Anfängen der Völker ist alles Rechnen noch gleichbedeutend mit dem Zählen. Will man solche Zahlenrechnungen „niederschreiben“, so kann man Knoten in einen Hanfstrick machen oder Kerben in ein „Kerbholz“. Soll etwa Vieh gezählt werden, so läßt man die Finger über Knoten oder Kerben gleiten. Ist mit der letzten Kerbe auch das letzte Stück Vieh vorübergetrieben, dann stimmt der Viehbestand noch, auch wenn man für die Zahl kein Wort besitzt.

Doch dann lernt man es, die Kerben zu bündeln. Für je zehn Kerben zum Beispiel kann man ein X einritzen, für die Hälfte ein halbes X, also ein V, wie es die Römer taten. Und man bündelt weiter: statt fünf X setzt man ein L = 50, statt zehn ein C = 100, und aus zehn C-Bündeln wiederum macht man ein Tausender-Bündel und bezeichnet dies mit einem M (Mille). Später findet man auch noch für Fünfzig- und Hunderttausend ein Zeichen. Aber immer muß man diese Bündel hintereinander „aufreihen“, wenn man ihre Anzahl angeben will. Der „Stellenwert“ der Zahl ist noch nicht erfunden.

Die Kaulquappe in der Mathematik

Als man in Rom eine Säule aufstellt, die an den 260 v. Chr. erfolgten Sieg über die Karthager erinnern soll, und darauf die Beute von 2 Millionen Kupferbarren verzeichnen will, muß man zwanzigmal hintereinander das Symbol für Einhunderttausend schreiben. Erst später fand man auch für die Million ein Symbol, während die Ägypter schon viel früher als die Römer in der Kaulquappe, die zahllos im Nil umherschwamm, und die Inder in der ebenso massenhaft auftretenden Schildlaus Zahlensymbole für die Hunderttausend erdacht hatten.

Rechensteine, Rechentische, Rechenbretter und Rechenmaschinen, mit denen man trotz der oft primitiven Zahlenschrift verhältnismäßig komplizierte Rechenoperationen durchführen konnte, kannte man schon im Altertum. Sie haben sich bis in die Neuzeit erhalten. In Rußland ist heute noch die „Stschoty“ in Gebrauch, die unserer mit verschiebbaren farbigen Holzperlen versehenen Kinder-Rechenmaschine ähnlich sieht. In den Pekinger Warenhäusern liegt auf jedem Ladentisch der nicht viel anders konstru-



ierte „Suanpan“. Und als 1945 nach dem Einrücken der Amerikaner in Japan ein Rechewettstreit zwischen einem Angestellten des japanischen Verkehrsministeriums, der sich des nachähnlichem Prinzip konstruierten „Soroban“ bediente, und einem Angehörigen der US-Finanzverwaltung ausgetragen wurde, der eine hochmoderne elektrische Rechenmaschine verwandte, wurde der Amerikaner bei drei von vier Rechenaufgaben von dem Japaner glatt geschlagen.

Die Null ist die interessanteste Zahl

Es ist erstaunlich, daß viele Völker zwar auf ihren Rechenbrettern und Rechentischen eine „Leerspalte“ erfunden, sich jedoch mit der Null noch nicht auseinandergesetzt hatten. Denn die Null ist wohl die interessanteste aller Ziffern. Sie leitet ihren Namen von der Tatsache her, daß sie nach Ansicht der mittelalterlichen Gelehrten überhaupt kein Zahlenzeichen, „nulla figura“, darstellte. In Indien stand ihre Wiege, aber diese Wiege war leer. Denn die Null war von Anfang an ein „Leerzeichen“, ein Zeichen, das in einer Zahlenschrift, bei der den einzelnen Ziffern nach ihrer Stellung eine bestimmte Bedeutung zukam, vorhanden sein mußte, „um auszusagen, daß nichts da ist“. Dieser Gedanke, der heute einem kleinen Schüler ohne weiteres einleuchtet, bereitete der Einführung der indischen Zahlenschrift in Europa immer wieder fast unüberwindliche Schwierigkeiten.

Daß es ein Zeichen geben könnte, das den Wert einer Zahl um nichts erhöht, wenn es vor ihr steht, das ihr jedoch den zehnfachen Wert verleiht, wenn es – obgleich selber nichts wert – lediglich angehängt wird, das mußte wie eine Art Teufelswerk erscheinen. Und wie leicht konnte man es auch zu Fälschungen benutzen! Als sich die indische Zahlenschrift und damit die Null im 9. nachchristlichen Jahrhundert in Arabien durchgesetzt hatte und 400 Jahre später auf ihrer Wanderung nach Westen auch im lateinischen Kulturkreis Fuß faßte, da verbot der Rat von Florenz im Jahre 1299 kurzerhand die Anwendung der neuen Zahlenzeichen und empfahl die alte Schreibmethode, weil man diese nicht so leicht fälschen könne.

▲ Bis zu 65000 Karten wertet die Anlage stündlich aus. Sie stanzt die Ergebnisse entweder in Lochkarten oder schreibt sie in Klartext auf. 9000 Zeilen schafft dieser „Drucker“ in der Stunde – Lothar Bedford schaut uns zuliebe zu, damit das Foto nicht so öde ist, sonst schafft's die Maschine auch allein

Trotzdem war der Siegeszug der indischen Methode und der Null nach Westen nicht aufzuhalten: im 14. Jahrhundert eroberte sie Frankreich, im 15. Jahrhundert auch Deutschland. Aber sie war den Gelehrten noch unheimlich, und oft mußten mystische und religiöse Formulierungen zu ihrer Rechtfertigung gefunden werden.

„Jede Zahl entsteht aus der Eins, diese aber aus der Null. Durch das, was ohne Anfang und Ende ist, wird ER versinnbildlicht. Und wie die Null sich weder vermehrt noch vermindert, so erhält ER weder Zufluß noch Abgang. Und wie sie alle Zeichen verzehnfacht, so verzehnfacht ER nicht nur, sondern vertausendfacht. Ja, ER erschafft alles aus dem Nichts“, so kommentiert in dieser Zeit ein hochgebildeter Mann jene unheimliche Leer-„Cifra“ Null, deren Name noch im „Zero“ des Spieltisches enthalten ist. Einen ungeheuren Fortschritt stellte das indische Zahlensystem dar, das unter Führung der Null die Welt langsam von Osten nach Westen überwandert hat. Aber wie sehen die Dinge heute aus? Wie arbeiten unsere modernen Rechen-Roboter? Es mag unheimlich klingen: Sie stellen eigentlich nichts anderes dar als einen „Rückfall“ in die Ur-Anfänge jeder Zahlenschrift.

Denn diese elektronischen Rechenanlagen können ebenfalls nur bis zwei zählen, wie die primitivsten Völker. Sie kennen nur das Ja- und Nein-Prinzip, das Schließen oder Nichtschließen eines Kontaktes. Sie verstehen zwar eine Null als Null und eine Eins als Eins, aber mehr als diese zwei Zeichen begreifen sie nicht.

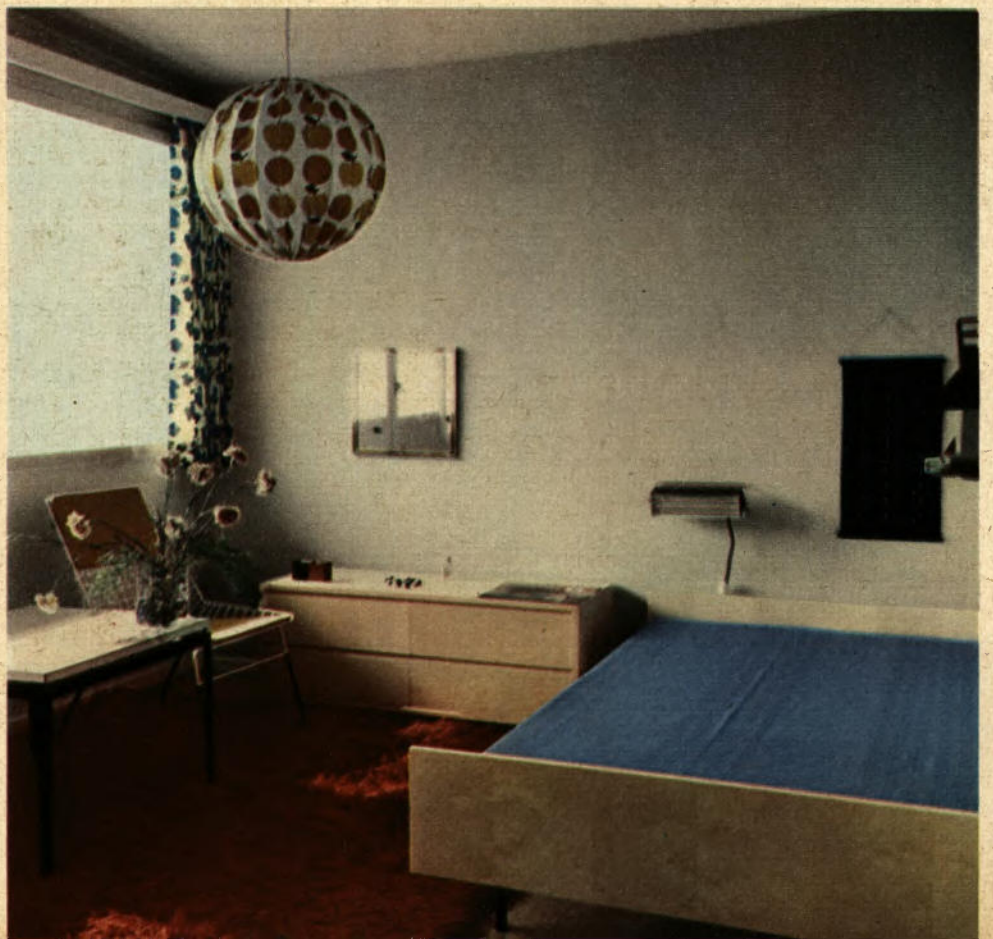
Sie sind also primitiv, aber sie sind ungeheuer schnell. Damit können sie die „Ein“fachheit der Methode wieder wettmachen. Ist dies, so möchte man fast fragen, ein Symbol der Kulturgeschichte der Zahl und unserer Zeit?

Christoph Wolff



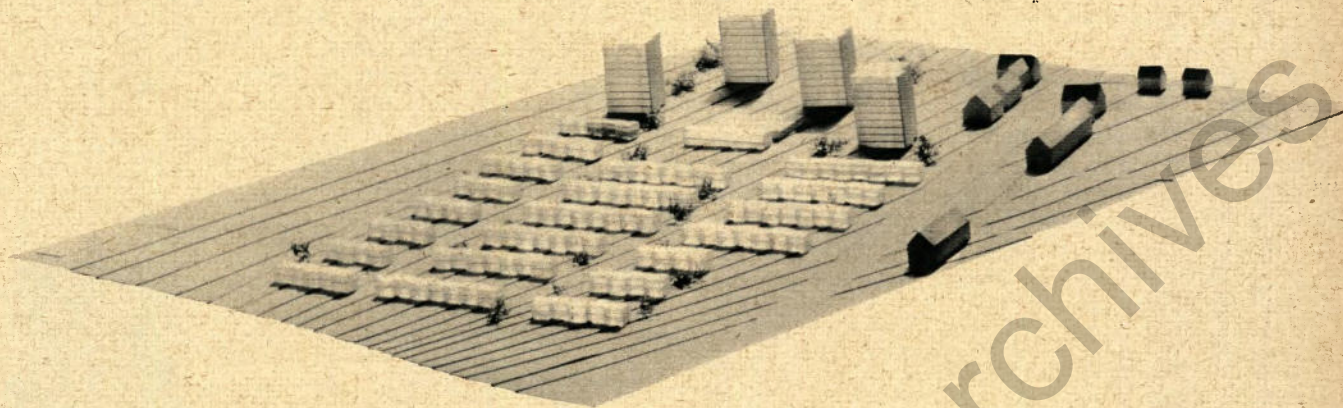
Dieses Bild zeigt das „Gesicht“ ▲
eines Reihenhauses. Jeweils
ein Haus ist mit Eingang, Gartenplatz
und Balkon nach Osten,
das nächste nach
Westen ausgerichtet. Auf diese
Weise ist jeder Gartenplatz
vom nächsten durch
die Rückseite des dazwischen-
liegenden Hauses getrennt

Ein Dortmunder Möbelhaus hat ►
einige Räume in den Reihenhäusern eingerichtet, um
die künftigen Bewohner anzuregen.
Hier der Blick auf ein
formschönes Schlafzimmer



Richtkranz über der Schweden-Siedlung

Dieses Modell der neuen Siedlung zeigt am besten, wie gut sich zwei verschiedene Wohnformen ergänzen können: die 259 Wohnungen der Siedlung sind je zur Hälfte in neungeschossigen Hochhäusern und in zweigeschossigen Reihenhäusern untergebracht



Berlin ist eine Reise wert! Zur Zeit der Interbau lohnte sie sich besonders (wir berichteten über diese internationale Bauausstellung in Heft 10/11 1957). Namhafte Architekten aus aller Welt hatten damals die Häuser des Hansa-Viertels erbaut. Kein Wunder, daß sich Fachleute und Laien in Berlin Anregungen zum modernen Bauen und Wohnen holten. Auch alle, die bei Hoesch Sorge um den Wohnungsbau tragen, unter ihnen insbesondere auch unsere Betriebsratsmitglieder, die dem Gemeinschaftsausschuß angehören, waren in Berlin. Mit vielen Ideen kamen sie wieder nach Dortmund zurück; begeistert vor allem von dem zehngeschossigen Schwedenhaus, das die beiden schwedischen Architekten Jaenecke und Samuelson entworfen hatten.

Schwedische Architekten entwerfen Hoesch-Wohnsiedlung

Als dann der Vorstand der Hoesch AG beschloß, eine Wohnsiedlung auf dem besonders reizvoll gelegenen Gelände an der Rennbahn in Dortmund-Wambel zu errichten, entschied er sich, für diesen Bau die beiden schwedischen Architekten Fritz Jaenecke und Sten Samuelson hinzuzuziehen. Fritz Jaenecke kommt aus der Schule des bekannten deutschen Architekten Poelzig und hat mit dem ebenso bekannten Architekten Eiermann lange zusammen gearbeitet, bevor er nach Schweden ging. Nach eingehenden Beratungen zwischen den Architekten, den für den Wohnungsbau bei Hoesch Verantwortlichen und den Betriebsräten konnte dann mit den Ausschachtungsarbeiten begonnen werden. Schnell wuchsen die Häuser aus dem Boden, und aufmerksame Besucher konnten beobachten, daß unsere Wohnungsbaugesellschaft Westfalia Baustoffe und Bauweisen verwendete, die sonst in Deutschland noch nicht allgemein üblich sind, etwa Siporexwände, die man tapeziert, ohne sie vorher zu verputzen.

Die Siedlung ist unter Dach und Fach

Am 17. Mai 1961 waren fast alle Häuser unter Dach und Fach. Pünktlich um 15 Uhr legten die Handwerker ihre Arbeit nieder. Ein Turmdrehkran hievte den Richtkranz auf das Dach des höchsten Wohnblocks über die Köpfe dreier Zimmerleute, die hoch oben den Richtspruch sprachen:

*Baum und Bänder, frohe Zeichen,
grüßen stolz von diesem Ort,
so nach guter zünft'ger Sitte,
heut als Zimmermann ich ergreif' das Wort!*

*Wohl lange Wochen voll Müh' und Fleiß
gehören zum Werden, Vollbringen,
manch Tröpflein Schweiß
kostet's zu seinem Gelingen.*

*Wir aber stehn hier gar freudig bewegt,
durch unsere Kunst ist's vollendet,
verbunden, verankert und festgelegt,
die Arbeit nun glücklich beendet.*

*Dies war der Wunsch der Hoesch AG,
mit dem ich heut, am Ziel der Arbeit, hocheifreut,
den hohen Rednerstuhl bestiegen;
mit dieser frohen Zuversicht,
reicht mir den gold'nen Wein!
Die Häuser weih' ich zünftig ein!*

*Deutsche Wirtschaft, Hoesch AG,
wachse, blühe und gedeih',
schönster Lohn für alle Müh'
der Erfolg der Arbeit sei!*

*Aufs Wohl der Hoesch AG
ein kräftig Hoch ich bringen will;
drum will erneut das Glas ich heben,
unsere Hoesch-AG soll leben!
Hoch! Hoch! Hoch!*

*In Ehren sei auch der genannt,
der als Urheber wird hier anerkannt!
Professor Jaenecke hat gezeigt, was er kann!
Wir sind begeistert von seinem Plan
und spenden ihm ein besonderes Lob, deshalb:
dem Professor: Hoch! Hoch! Hoch!*

*Der Meister denke ich, sodann
der Lehrling- und Gesellschaft
und aller, die man am Bau beschäftigt fand,
's hat jeder brav sein Teil geschafft!*

*Drum will auf sie mein drittes Glas ich heben:
die Handwerksleute sollen leben!
Hierauf einen kräftigen Zug:
Ho-ruck! Ho-ruck! Ho-ruck!*

*Den letzten Schluck aufs Wohl ich leere
dem Handwerk, dem ich angehöre.
Hierauf ein zünftiges
Holz her! Holz her! Holz her!*

*So werfe ich nach alter Sitte
das Glas hinab in eure Mitte;
des Glases Scherben, der funkelnde Wein,
sie sollen des Glückes Unterpfand sein!*

Als die Zimmerleute auf das Wohl des Bauherrn, des Architekten und ihres eigenen Handwerks getrunken hatten, dankte Architekt Jaenecke allen, die den Bau dieser Siedlung ermöglichten und ihn ausführen halfen. Er erklärte, daß er – als gebürtiger Deutscher – seit 25 Jahren in Schweden lebe und viel in diesem demokratischen Land gelernt habe, so daß es ihn besonders freue, mit dieser Siedlung zugleich auch für die schwedische Bau- und Lebensweise ein Beispiel zu geben.

Abschließend wünschte Architekt Jaenecke – der uns im folgenden Bericht die neue Siedlung vorstellt –, daß die künftigen Mieter von dem gleichen friedlichen und fortschrittlichen Geist beseelt sein möchten, wie er während des Baus geherrscht habe.

Über acht Millionen Mark für die Schwedensiedlung

Danach begrüßte Arbeitsdirektor Dr. Harald Koch vom Vorstand der Hoesch AG die vielen Gäste, die der Einladung zum Richtfest gefolgt waren. Zunächst wandte er sich an alle Handwerker – die Maurer und Zimmerleute, die Kranführer, Rohrleger und Elektriker, die Dachdecker, Maler und Glaser, die zum Gelingen des Baues so entscheidend beigetragen hatten und deren Arbeit allein in den sechs Monaten des Jahres 1960 durch 48 Regentage erschwert worden sei. Danach begrüßte er die Vertreter der vielen am Bau beteiligten Unternehmen, unter ihnen Innungsmeister Derwald, und hieß Regierungs- und Baurat Graul vom Ministerium für Landesplanung, Wohnungsbau und öffentliche Arbeiten, Düsseldorf, und Diplom-Ingenieur Raven von der Außenstelle des Wiederaufbauministeriums in Essen willkommen. Dr. Koch gab seiner Freude Ausdruck, daß er unter den Gästen auch den Dortmunder Oberbürgermeister Keuning, Baurat Kläser und Oberamtmann Drupp von der Stadtverwaltung Dortmund, Oberbaurat Dr. Middelbach vom Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk Essen, Hauptgeschäftsführer Heidberg und Geschäftsführer Hartmann von der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie, Direktor Backmann und Prokurist Foyer von der Landesbank für Westfalen, Girozentrale Münster und Direktor Dr. Witter von der GAGFA begrüßen konnte. Als Vertreter der Belegschaft nahmen Albert Pfeiffer, Betriebsratsvorsitzender der Westfalenhütte und geschäftsführendes Mitglied des Gemeinschaftsausschusses, Fried-

richWeber, Betriebsratsvorsitzender der Hoesch AG Hauptverwaltung, und Helmut Latta, Betriebsratsmitglied der Westfalenhütte, am Richtfest teil. Von den Werken und Gesellschaften der Hoesch AG waren Bergassessor a.D. Schulte-Borberg von der Hoesch AG Bergbau, Arbeitsdirektor Hölkeskamp von der Hoesch AG Westfalenhütte, Werner Mack, Vorstandsmitglied der Industrierwerte AG, und Geschäftsführer Sauter des Hoesch-Eisenhandels zur neuen Siedlung gekommen.

Einen besonders herzlichen Gruß und Dank richtete Dr. Koch an Dr. Erich Wilhelm Schulte vom Vorstand der Hoesch AG, der immer wieder bei allen noch so schwierigen Fragen die Finanzierung dieses großen Bauvorhabens sichergestellt habe. Immerhin hätten 8,5 Millionen DM für die Schwedensiedlung aufgebracht werden müssen – davon 3,5 Millionen DM Eigenmittel, 2,7 Millionen DM Landesdarlehen und 2,3 Millionen erste Hypotheken.

Mehr als 17 000 neue Hoesch-Wohnungen nach dem Krieg

Dr. Koch sprach allen, die am Bau der Siedlung beteiligt waren, vor allem den beiden schwedischen Architekten und unserer Wohnungsbau-gesellschaft Westfalia, aufrichtigen Dank für ihre vorbildliche Arbeit aus. Dann wandte er sich an Oberbürgermeister Keuning, der – stets darauf bedacht, für die Dortmunder Bevölkerung gesunde und freundliche Wohnungen zu schaffen – gewiß viel Freude an der neuen Siedlung haben werde.

Dr. Koch betonte, daß Hoesch zu allererst Kohle fördern und Stahl erzeugen und verarbeiten müsse, daß aber Hoesch angesichts der bedrückenden Wohnungsnot nach dem Kriege auch im Wohnungsbau das Seine getan habe, da ein menschenwürdiges Zuhause eine der wichtigsten Voraussetzungen für ein glückliches Leben der Belegschaftsmitglieder und für ihre erfolgreiche und befriedigende Arbeit sei. So habe Hoesch für den Wohnungsbau seit 1948 mehr als 90 Millionen DM ausgegeben. Mit diesen Mitteln seien seit der Währungsreform 17 000 werkseigene und werksgebundene Wohnungen gebaut worden, so daß Hoesch heute über mehr als 26 000 Wohnungen verfüge. Trotz dieser hohen Aufwendungen fehlten aber immer noch viele Wohnungen, so daß

Hoesch auch weiterhin Wohnungen für seine Mitarbeiter errichten werde. Im Augenblick baue Hoesch in Dortmund und in Altenessen, in Hohenlimburg, in Hagen und in Wuppertal-Langerfeld.

Dr. Koch schloß seine Ansprache mit den Worten, daß diese nach schwedischem Vorbild erbaute Siedlung für neuzeitlichen Wohnungsbau beispielhaft sein könne. Nach ihrer Fertigstellung dürfe man sie gewiß als eine der schönsten Siedlungen im Dortmunder Raum bezeichnen. Bevor Dr. Koch die Gäste zum Richtschmaus einlud, gab er seinen guten Wünschen für alle Hoesch-Mitarbeiter, die in naher Zukunft in die Schwedensiedlung einziehen werden, mit einem Spruch von Klaus Groth Ausdruck:

„Denn alle Kunst baut ja vergebens,
wenn er nicht baut, der Herr des Lebens!
Er segne die, die er bedacht,
Er segne die, die es gemacht,
Er halte Leiden und Beschwerden
von denen, die dort wohnen werden.“

Die Sonne, die nach vielen Regentagen am 17. Mai zum erstenmal wieder über Dortmund schien, trug zum guten Gelingen der Richtfeier genauso bei wie die aufgeschlossene und frohe Stimmung der Gäste. Prokurist und Bauführer Nacke von der Wohnungsgesellschaft Westfalia bewies, daß er eine besonders glückliche Hand zur fröhlichen Leitung einer Feier besitzt: unter seiner Anleitung lösten einander zünftige Lieder, das Klatschen der Zimmerleute und lustige Vorträge in bunter Folge ab. Zweifellos wird diese Richtfeier, bei der die Stimmung nicht weniger hoch stieg als der Richtkranz am Nachmittag, allen, die dabei gewesen sind, noch lange in guter Erinnerung bleiben.

▼ Viele Gäste hatten sich eingefunden, als über einem Hochhaus unserer „Schwedensiedlung“ an der Dortmunder Akazienstraße der Richtkranz emporstieg. Von links nach rechts erkennen wir in der vorderen Reihe den schwedischen Architekten Fritz Jaenecke, Werner Mack, Vorstandsmitglied der Industrierwerte AG, Albert Pfeiffer, Betriebsratsvorsitzenden der Westfalenhütte und Aufsichtsratsmitglied der Hoesch AG, Dr. Erich W. Schulte und Dr. Harald Koch vom Vorstand der Hoesch AG und den Dortmunder Oberbürgermeister Dietrich Keuning



Nach schwedischem Vorbild in Dortmund gebaut

VON FRITZ JAENECKE

Etwa 250 Wohnungen sollte die neue Hoesch-Siedlung auf dem freundlichen und gut gelegenen Gelände an der Akazienstraße umfassen. Bei der Planung ergab sich, daß es möglich war, etwa die Hälfte der Wohnungen als niedrige zweigeschossige Reihenhäuser zu bauen und die andere Hälfte in neugeschossigen Hochhäusern unterzubringen. Auf diese Weise entstanden zwei Wohnformen, die entweder mit der Natur – mit Rasen und grünen Büschen – eng verbunden waren oder eine weite und freie Aussicht boten.

Wir richteten die Reihenhäuser in nordsüdliche Richtung aus, so daß jede Häuserzeile auf der einen Seite vormittags und auf der anderen nachmittags Sonne bekommt. Jeweils ein Haus richtet sein „Gesicht“ mit Eingang, Gartenplatz und Balkon nach Osten, das nächste nach Westen. Auf diese Weise ist jeder Gartenplatz und Balkon vom folgenden durch die Rückseite des dazwischenliegenden und nach der anderen Seite ausgerichteten Hauses getrennt. Mit dieser Anordnung gelang es, den Bewohnern möglichst viel ungestörten Lebensraum zu bieten.

Küche nach schwedischem Vorbild

Die Wohnfläche in den Reihenhäusern beträgt etwa 79 Quadratmeter. Die Häuser sind ganz

unterkellert, enthalten im Erdgeschoß einen kleinen Windfang, daneben eine Toilette und dahinter die kleine Treppenhalle. An das Treppenhaus schließt sich ein geräumiges Wohnzimmer und die Küche. Diese Küche ist nach schwedischem Vorbild geplant und mit schwedischen Schränken eingerichtet. Sie enthält neben einem elektrischen Herd einen Abwaschtisch mit rechteckigem Spülbecken und einem weiteren Ausgußbecken. Der Schrankunterbau enthält Schubfächer für Messer, Gabel und Löffel, bietet Platz für Eimer und Töpfe und besitzt eine hölzerne Ausziehplatte, auf der man Küchenmaschinen befestigen und Brot und Gemüse schneiden kann. Über dem Abwaschtisch hängt ein Schrank für das Eßgeschirr. An der Außenwand neben dem Herd ist eine gelüftete Speisekammer mit Regalen zur Aufbewahrung von Konserven und anderen Lebensmitteln eingebaut. Auf der Gegenseite in der Ecke neben der Tür steht ein Besenschrank, der so eingerichtet ist, daß man Flaschen, Putzmittel, Schuhbürsten und Staubsaugerzubehör in ihm unterbringen kann. Neben dem Besenschrank ist Platz für einen Kühlschrank.

Wenn der König beim Abtrocknen hilft . . .

In Schweden fordert das Wohnungsministerium, daß in jeder Küche ein Eßplatz vorhanden ist, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß die Arbeit der Hausfrau sehr erleichtert wird, wenn beispielsweise die Kinder ihr Frühstück gleich in der Küche einnehmen können. Darüber hinaus ist es in Skandinavien auch durchaus üblich, daß die Familie in der Küche zu Mittag oder zu Abend ißt. Wir haben uns diese Erfahrung zunutze gemacht und auch in den Küchen der Hoesch-Siedlung einen kleinen Sitz- und Eßplatz eingerichtet. Vielleicht bewegt er sogar den Ehemann, hin und wieder in die Küche zu gehen, um, wie es in Skandinavien die Regel ist, der Hausfrau zu helfen. Kürzlich erst berichtete ein Journalist, daß er den König von Dänemark in seinem Jagdhaus dabei angetroffen habe, das von der Königin gewaschene Geschirr abzutrocknen.

Viele Möbel sind eingebaut

In Schweden sind alle einfachen Einrichtungsgegenstände, wie man sie in jeder Wohnung braucht, fest eingebaut. Beispielsweise die Flurgarderobe – wir haben hierfür in der kleinen Treppenhalle neben der Wohnzimmertür und auch in der Treppenspindel Raum gelassen. Das gleiche gilt für die Badezimmereinrichtung und für die Küche. Aber auch die Beleuchtung mit einfachen technischen Lampen ist an vielen Stellen schon da, bevor der Mieter einzieht. Bei dieser Gelegenheit möchte ich die schwedische Art, die Deckenleuchten aufzuhängen, auch für Deutschland empfehlen: Es ist sehr einfach, die Deckenleuchte genau an die Stelle zu hängen, an der man sie haben möchte, wenn man einen Haken in die Decke dreht, für den Anschluß eine einfache Steckdose benutzt und die Schnur zur Lampe frei im Raum hängen läßt . . .

Kleiderschränke sucht man in Schweden vergeblich

Im Obergeschoß der Reihenhäuser befinden sich fünf sehr unterschiedlich große Zimmer: ein Schlafzimmer, zwei Kinderzimmer, ein Badezimmer und ein Schrank- oder Abstellraum. Dieser Raum ist mit einer Einrichtung zum Aufbewahren von Kleidern und Anzügen versehen und enthält einen Wäscheschrank mit Regalen

1 Vielfältig sind die Möglichkeiten, das Wohnzimmer einzurichten. Schwere Sitzmöbel bilden hier einen ausgewogenen Gegensatz zu den Stahlteilen der Eßecke

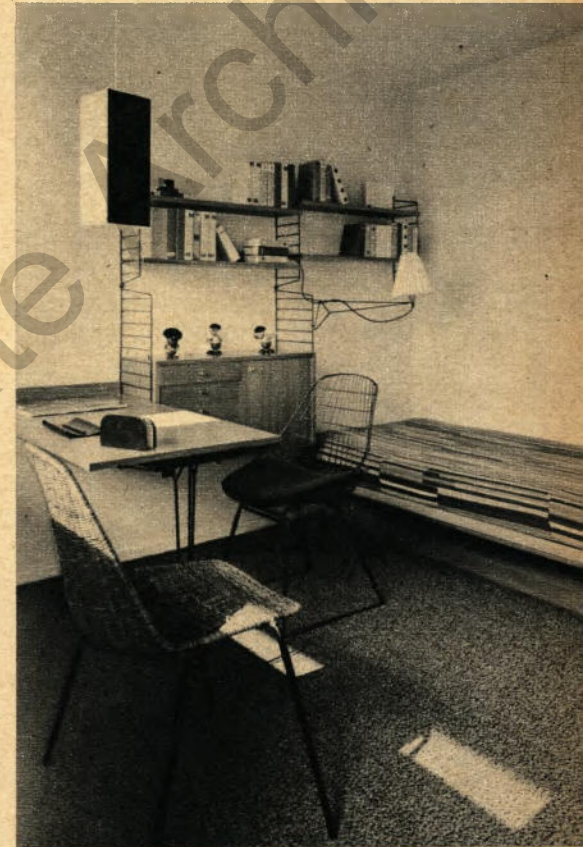
2 Mit einem freundlichen Arbeitsplatz und einer Liege ist das Zimmer für den älteren Sohn oder die Tochter eingerichtet

3 Hier ein Blick in ein Kinderzimmer, dessen knapper Raum durch die beiden übereinanderstehenden Betten geschickt ausgenutzt wird und dessen unempfindliche Möbel zum Spiel einladen

4 Als festes Zubehör sind Abwaschschrank, Hängeschrank, Eckschrank und Elektroherd in die Küche eingebaut. Trotzdem bleibt genügend Platz auch für eine schnelle Mahlzeit



1



2



3



4



▲ Auch das Fernsehen ließ sich unser Richtfest nicht entgehen. Hier kurbeln zwei Kameramänner in einem der Reihenhäuser

und Schubfächern. Daneben ist noch eine Nische zum Abstellen einer Leiter frei. Auch bei der Planung dieses Schrankraumes haben wir uns nach schwedischem Vorbild gerichtet, da hier alle Kleider- und Wäscheschränke eingebaut sind und die Bauordnungen sogar genaue Vorschriften über die Größe der notwendigen Schrankräume enthalten. Als Deutscher würde man in schwedischen Möbelgeschäften vergeblich Kleiderschränke zu kaufen suchen.

▼ Auch der Gemeinschaftsausschuß aller Hoesch-Betriebsräte besichtigte die neue Siedlung. Von links nach rechts: der vor einigen Tagen leider allzu früh verstorbene Bernhard Bröckelmann, Betriebsratsmitglied der Westfalenhütte, damals besonders froh, daß von den 259 Wohnungen der Siedlung 192 für Mitarbeiter der Westfalenhütte bestimmt sind; Heinz Hölscher, Betriebsratsmitglied der Schachtanlage Kaiserstuhl; Johann Szczepanski, Gesamtbetriebsratsvorsitzer des Hoesch-Bergbaus; Prokurist Dr. Enke, Leiter der Hoesch-Sozialabteilung; Paul Huf, Betriebsratsvorsitzer des Federnwerkes der Walzwerke Hohenlimburg; Prokurist Friedrich Markmann, Leiter der Hoesch-Liegenschaftsabteilung, und Arbeitsdirektor Dr. Harald Koch vom Vorstand der Hoesch AG



Die ganze Siedlung wird zentralbeheizt

Nun noch ein paar Worte zu den neugeschossigen Hochhäusern, in denen Zwei- und Drei-Zimmer-Wohnungen mit 56 bis 77 Quadratmeter Wohnfläche untergebracht sind. Die Häuser sind mit Fahrstuhl, Müllschlucker und allen notwendigen technischen Einrichtungen versehen. Ihre vollautomatischen Waschküchen sollen auch von den Bewohnern der Reihenhäuser mitbenutzt werden.

Genau wie bei den Reihenhäusern sind auch hier die Wohnungen entweder nach Osten oder nach Westen ausgerichtet. Vor den Zimmern befindet sich ein durchgehender Balkon, der sich vor dem Wohnzimmer zu einem geräumigen Außenplatz erweitert. Diese durchlaufenden Balkone haben es möglich gemacht, Fenster mit fester Verglasung einzubauen, die von außen sehr einfach zu putzen sind. Außerdem schützt der Balkon Fenster und Türen gegen Wind und Wetter.

Eine moderne vollautomatische Koksheizung ist im Keller eines der Hochhäuser untergebracht und versorgt von hier die ganze Siedlung. Sie bietet den Wohnungen in den Hochhäusern auch ständig warmes Wasser, während die Reihenhäuser elektrische Durchlauferhitzer in Küche und Bad enthalten.

Die ganze Siedlung liegt an einer Straßenschleife, die als Wohnstraße von der Akazienstraße ausgeht. Um ihren Charakter als ruhige Wohnstraße zu erhalten, sind die Abstellplätze für Autos am Eingang der Siedlung und in der Nähe der Hochhäuser angelegt. Unbesorgt sollen die Eltern ihre Kinder auf den Rasenplätzen zwischen den Häusern spielen lassen. Niemand soll Autolärm und Benzindunst stören.

In der Mitte der Siedlung ist ein kleines Einkaufszentrum geplant, das im Untergeschoß Geschäfte, darüber vor allem Ein-Zimmer-Wohnungen enthalten soll. Hier und auf dem kleinen Platz davor, an dem sich noch ein Spielplatz anschließt, findet die kleine Siedlung ihren Mittelpunkt.

Wir hoffen, daß sie allen Hoesch-Mitarbeitern, die demnächst mit ihren Familien hier einziehen werden, nun ein stets einladendes und erholsames Zuhause wird und ein gutes nachbarliches Zusammenleben gerade dadurch ermöglicht, daß sich jede Familie so ungestört wie möglich vom Nachbarn entfalten kann.

Wer nur flüchtig über unsere beiden Bilder schaut, mag stutzen und sich fragen, ob nicht aus einem Versehen zweimal dasselbe Bild veröffentlicht worden sei. Gewiß, beide Aufnahmen zeigen als Herzstück unseres neuen Kaltwalzwerks zehn riesige Walzenständer, und doch besteht zwischen beiden Bildern ein entscheidender Unterschied: das obere ist im Dahlbrucher Werk der Siemag aufgenommen, das untere in unserer neuen Werkshalle auf der Stockheide.

Zwischen beiden Aufnahmen liegt der Transport der Ständer von Dahlbruch nach Dortmund. Wie schwierig dieser Transport war, wird augenfällig, wenn man die beiden winzig klein erscheinenden Monteure in den Ständern entdeckt und weiß, daß jeder Ständer mehr als hundert Tonnen wiegt.

Wenige Tage nachdem der Vorstand der Hoesch AG in Dahlbruch das Herzstück der fünfgerüstigen Tandemstraße besichtigt hatte – es war von der Siemag in eigenem Werk aufgebaut worden, um zu prüfen, ob alle Teile haargenau zueinander passen, so daß sich zeitraubende Nacharbeiten während des Einbaus bei uns erübrigten – begannen die Vorbereitungen für den Transport.

Zunächst bestellte die Siemag Spezialwagen bei der Bundesbahn. Für jeden Ständer war einer dieser Wagen notwendig. Nur zwei von ihnen durften zu einem Sonderzug zusammengestellt werden. Aus Sicherheitsgründen beschloß man, eine Reihe Leerwagen vor und hinter die beiden Waggonkolosse zu koppeln. Doch mit dieser Regelung war der Transport noch nicht gelöst: zur gleichen Zeit saßen Beamte der Bundesbahn mit rauchenden Köpfen über Fahrplantabellen. Sie klügelten einen eigenen Fahrplan für unsere Züge aus.

Als auch das geschafft war, klappte alles reibungslos. An fünf Abenden verließ je ein Sonderzug Dahlbruch. Pünktlich rollte er am folgenden Morgen auf der Stockheide an. Die Montage der zehn Walzenständer begann.

Seitdem sind 40 Monteure der Siemag mit dem Aufbau der neuen Walzenstraße beschäftigt. Täglich treffen weitere Waggonen mit Maschinenteilen ein. Eine der wichtigsten Neuanlagen im Hoesch-Kreis, die Vorstandsvorsitzer Dr. Ochel schon bei der Hauptversammlung vor einem Jahr ankündigte, geht der Vollendung entgegen. Dr. Ochel sagte damals, daß für Hoesch seit jeher die Erzeugung von Flachprodukten besondere Bedeutung besessen habe. Nachdem sich in den letzten Jahren der Bedarf an kaltgewalzten Blechen und Bändern geradezu stürmisch entwickelt habe, sei nach sorgfältigen Überlegungen beschlossen worden, eine kontinuierliche Fünffach-Tandem-Kaltwalzstraße zu bauen.

Nun wächst das Werk fast im Zusehen aus dem Boden der Werkshalle. In wenigen Monaten wird es den Betrieb aufnehmen und unsere Kapazität an kaltgewalztem Stahlblech von 17000 Tonnen auf 40000 Tonnen im Monat ansteigen lassen. Bis dahin wünschen wir allen, die am Bau beteiligt sind, gutes Gelingen.

Zehn Walzenstände auf dem Weg zu Hoesch



MENSCH IM EISEN

*Mein Tagwerk ist im engen Kesselrohr
bei kleinem Glühlicht kniend
krumm zu sitzen,
an Nieten hämmernd,
in der Hitze schwitzen,
verrußt sind Aug' und Haar und Ohr,
nur noch ein kleiner Menschenkraftmotor
bin ich, dess' Hebel, meine Arme, flitzen,
ich will die Adern mit dem Messer ritzen:
Dampf stößt, statt roten Blutes Strahl,
hervor.*

*O Mensch, wo bist du? Wie ein Käfertier
im Bernstein eingeschlossen,
hockst du rings im Eisen,
Eisen umpanzert dich
mit schießendem Gewirr!
Im Auge rast die Seele, arm und irr.
Heimweh heult wahnsinnswild,
Heimweh weint süße Weisen
nach Erde, Mensch und Licht!
Schrei lauter, Mensch im Eisen!*



In vielen gefühlsstarken Liedern besang Heinrich Lersch seine Heimat, das Land der Hütten und Zechen zwischen Rhein und Ruhr. Mit diesen Liedern hat er eine neue Welt – die Welt der Maschinen – für die Dichtung entdeckt. Heinrich Lersch war einer der ersten – und wohl der weithin bekannteste – unter den sogenannten Arbeiterdichtern. Er wurde 1889 in Mönchengladbach als Sohn eines Kesselschmiedes geboren. Noch nicht siebenundvierzig Jahre alt, starb er im Jahr 1936. Aus Anlaß seines 25. Todestages hat die Dortmunder Volksbücherei in ihrem Archiv für Arbeiterdichtung und soziale Literatur eine kleine Ausstellung seiner Schriften zusammengestellt.

Gleiche Wettbewerbsbedingungen für den gemeinsamen Stahlmarkt

▼ Gleiche Wettbewerbsbedingungen für die Stahlindustrie innerhalb der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft forderte Bergassessor a. D. Hans-Günther Sohl, der Vorsitzende der Wirtschaftsvereinigung Eisen und Stahl (links), auf der diesjährigen Mitgliederversammlung der Wirtschaftsvereinigung, bei der sich Dr. Fritz Hellwig, Mitglied der Hohen Behörde (rechts), mit den unterschiedlichen Fortschritten auf dem Wege zum Gemeinsamen Markt befaßte

Mitgliederversammlung der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie:

Wenige Tage nach der Nürnberger Jahrestagung des Bundesverbandes der Deutschen Industrie fand in Düsseldorf die Mitgliederversammlung der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie statt, bei der ihr Vorsitzender, Bergassessor a. D. Hans-Günther Sohl, unter den Gästen Dr. Potthoff von der Hohen Behörde, Landtagspräsident Johnen, Präsident Berg vom Bundesverband der Industrie, Professor Schenck, Vorsitzenden des Vereins deutscher Eisenhüttenleute, und Vertreter der Wissenschaft, der Industrie- und Handelskammern und der Gewerkschaften begrüßen konnte.

Dr. Sohl forderte in seinem Vortrag an erster Stelle gleiche Wettbewerbsbedingungen für die Stahlindustrie, da trotz der erfreulichen Festigung der europäischen Gemeinschaft immer noch Hemmnisse einem echten gemeinsamen Stahlmarkt entgegenstehen. Dr. Sohl stellte in diesem Zusammenhang fest, daß nach der Aufwertung am deutschen Markt nicht zumutbare Preisunterschiede zwischen deutschem und französischem Stahl entstanden seien, die bis zu 15 v. H. betragen. Er sagte: „In Frankreich liegen die Preise der meisten Stahlerzeugnisse über denen in Deutschland. Der französische Stahlverbraucher muß also für inländischen Stahl mehr bezahlen als der deutsche Verbraucher für deutschen Stahl. Wird nun aber französischer Stahl nach Deutschland verkauft, dann bleibt er von der hohen französischen Mehrwertsteuer frei, und an der deutschen Grenze wird er mit der niedrigen deutschen Umsatzausgleichsteuer belegt. Dagegen wird deutscher Stahl auf dem Wege nach Frankreich von der niedrigeren deutschen Umsatzsteuer entlastet und mit der hohen französischen Mehrwertsteuer belastet. Das Ergebnis ist grotesk: Der französische Stahl wird – gemessen an dem, was der Franzose daheim dafür bezahlen muß – auf dem Wege nach Deutschland, ohne daß der französische Lieferant irgendwelche Schmälerung seines normalen Erlöses erleidet, erheblich billiger.“

Dr. Sohl schlug vor, die Umsatzsteuerver-schiedenheiten für alle Erzeugnisse in der Montanunion aufzuheben, um so die Wettbewerbsverzerrungen zu beseitigen. Dabei appellierte er an die Bundesregierung, die schon 1953 gestellten Forderungen nach einem Abbau der Umsatzsteuerunterschiede nun endlich zu verwirklichen.

1975: 50 Millionen Tonnen Stahl in der Bundesrepublik

Danach beschäftigte sich Dr. Sohl mit dem Investitionsproblem der Stahlindustrie. Er nannte



die Schätzung der ECE (Europäische Wirtschaftskommission), die für 1975 einen Weltrohstahlbedarf von rund 630 Millionen Tonnen gegenüber 340 Millionen Tonnen im Jahre 1960 errechnete, den Anteil der Bundesrepublik aber nur mit 41 Millionen Tonnen (1960: 34,1 Millionen Tonnen) ansetzte, für Deutschland zu pessimistisch. 50 Millionen Tonnen seien für die Bundesrepublik im Jahr 1975 wohl wirklichkeitsnäher.

Hoesch-Beispiel überbetrieblicher Zusammenarbeit sollte Schule machen

In diesem Zusammenhang erklärte Dr. Sohl, daß es schon aus technischen Gründen vielfach nicht zu vermeiden sei, bei Eisen und Stahl Anlagen zu erbauen, die erst mit der Zeit voll ausgelastet würden. Damit keine Überkapazitäten entstünden, sei man daher im Rahmen der Wirtschaftsvereinigung Eisen und Stahl bemüht, freiwillige Investitionsabstimmungen zu treffen. Dr. Sohl führte als Beispiel für diese Zusammenarbeit die Vereinbarungen zwischen Hoesch und Mannesmann und zwischen Hoesch und der Dortmund Hörder Hüttenunion an. Wörtlich sagte er: „Wie ernst es der deutschen Stahlindustrie mit dem Willen einer Zusammenarbeit zur Vermeidung von Überkapazitäten ist, zeigen die Beispiele Mannesmann/Hoesch und Hoesch/Dortmund-Hörde ebenso wie das Zusammengehen der Thyssenhütte mit Rasselstein und Chatillon-Commentry und auch die Zusammenarbeit Salzgitter/Ilse. Man kann nur wünschen, daß diese Beispiele auf der nationalen und europäischen Ebene Schule machen.“

Nach den Angaben Dr. Sohls entfallen von den

bei der Hohen Behörde angemeldeten Investitionen der Eisen- und Stahlindustrie von über 7 Milliarden DM nur 2,7 Milliarden DM oder rund 36 v. H. auf deutsche Werke, obwohl der Anteil der Bundesrepublik an der Rohstahlerzeugung der Gemeinschaft während der letzten Jahre 47 v. H. betragen habe. Die Verwirklichung dieser Investitionen verteile sich zudem auf vier bis fünf Jahre, so daß noch hohe ergänzende Aufwendungen notwendig seien, wolle man den bisherigen Jahresdurchschnitt der deutschen Stahlinvestitionen von 1 Milliarde DM halten.

In seinem zuvor gehaltenen Referat hatte sich schon Dr. Fritz Hellwig, Mitglied der Hohen Behörde, mit den unterschiedlichen Fortschritten auf den verschiedenen Wegen zum Gemeinsamen Markt befaßt. Er wies darauf hin, daß die verschiedenen Maßnahmen zur Integration nicht genügend aufeinander abgestimmt seien. Das gelte beispielsweise für die gemeinsame Handelspolitik, das Wettbewerbsrecht und die Energiepolitik.

Dr. Hellwig glaubt, daß auch in Zukunft mit einer unterschiedlichen Konjunkturentwicklung in den Mitgliedsländern der Gemeinschaft zu rechnen sei. Diese Unterschiede, betonte er, sollten jedoch dort ihre Grenzen finden, wo sie zu schwerwiegenden Strukturverschiebungen und unerwünschten wirtschaftlichen, sozialen und politischen Folgen zu führen drohen.

Die diesjährige Mitgliederversammlung der Wirtschaftsvereinigung hat deutlich erkennen lassen, wie sehr vor allem die deutsche Stahlindustrie durch die unterschiedliche Integration der europäischen Wirtschaftsgemeinschaft benachteiligt wird und daß es an der Zeit ist, diese Verzerrungen zu beseitigen.

Für eine enge europäische Zusammenarbeit

**Jahrestagung des Bundesverbandes
der Deutschen Industrie:**

Für eine enge Zusammenarbeit der westlichen Welt sprachen sich auf der Jahrestagung des Bundesverbandes der Deutschen Industrie in Nürnberg Bundeswirtschaftsminister Erhard, Verteidigungsminister Strauß und Präsident Berg vom Bundesverband der Deutschen Industrie aus.

Professor Dr. Rodenstock, der Präsident des Badischen Industriellen-Verbandes, begrüßte die Gäste, unter ihnen viele Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Auch der nordrhein-westfälische Landtagspräsident Wilhelm Johnen, der bayerische Staatsminister für Wirtschaft und Verkehr Dr. Otto Schedl, der Vizepräsident der Deutschen Bundesbank Dr. Heinrich Troeger, der Vorsitzende der Wirtschaftsvereinigung Eisen und Stahl Bergassessor a. D. Hans-Günther Sohl und der Vorsitzende des Unternehmensverbandes Ruhrbergbau Bergassessor a. D. Helmuth Burckhardt waren zur Jahrestagung 1961 nach Nürnberg gekommen.

Leitsatz: Das öffentliche Wohl

In seiner Ansprache bezeichnete Präsident Berg das öffentliche Wohl als Leitsatz unternehmerischen Handelns. „Der Unternehmer muß bedenken, daß von seiner Haltung und seiner Entscheidung die rechte Funktion der freien Wirt-

schaft abhängt.“ Die Industrie erstrebe wie die Regierung eine stete Entwicklung der Wirtschaft, eine stabile Währung und eine beruhigte Konjunktur.

Präsident Berg stellte noch einmal fest, daß die Industrie ernste Bedenken gegen eine Aufwertung gehabt habe. Nachdem aber die Entscheidung gefallen sei, müsse sich die Deutsche Industrie mit aller Entschiedenheit dafür einsetzen, daß das Ziel der Aufwertung erreicht werde, damit das Vertrauen in die Stabilität unserer Währung fest bleibe. Dann komme es auch künftig besonders darauf an, die Preise zu halten. Der Industrie sei es im vergangenen Jahr gelungen, trotz einiger Lohnerhöhungen die Industriepreise allgemein nicht zu erhöhen. Diese Solidarität der Unternehmer müsse noch verstärkt werden, da die Bundesregierung und die Bundesbank bei allgemeinen Preiserhöhungen zweifellos eingreifen würden. Sollte es aber zu einer Preiskontrolle kommen, sei die freie Marktwirtschaft in Frage gestellt.

Präsident Berg setzte sich in seiner Ansprache auch für eine Regelung des Energieproblems ein. Den einheimischen Energiequellen müsse die Möglichkeit gegeben werden, im Wettbewerb mit dem Öl zu bestehen. Es sei selbstverständlich, daß dieses Problem nur im Sinn einer sicheren Versorgung der Bevölkerung gelöst werden könne.

Die europäische und atlantische Zusammenarbeit bezeichnete Berg als große weltpolitische Aufgabe unserer Zeit. Die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft entwickle sich zu einer echten Lebensgemeinschaft ihrer Mitglieder. Darüber hinaus sei der Zusammenschluß Gesamteuropas unerläßlich.

Mutvoll die Zukunft gestalten

Diesen Gedanken nahm Bundeswirtschaftsminister Erhard auf, als er feststellte: „Europa kann sich den Luxus einer Spaltung nicht mehr erlauben.“ Man könne nicht politisch und militärisch zusammenarbeiten, wirtschaftlich aber eigene Wege gehen. Angesichts der in den europäischen Ländern noch bestehenden verschiedenen Ansichten über eine freiheitliche Wirtschaftsordnung falle den Unternehmern die Aufgabe zu, bei der internationalen Zusammenarbeit den freiheitlichen Geist der deutschen Wirtschaft zu vertreten.

Mit einer gewissen Befriedigung stellte Professor Erhard fest, daß er diesmal den Unternehmern „nichts Spektakuläres“ sagen könne, da die Wirtschaft auf festem Boden stehe. „Die deutsche Wirtschaft steht unerschüttert“, stellte er fest. „Wir können mutvoll an die Gestaltung der Zukunft herangehen.“ Bedenken könnten nur in einer zu weitgehenden Sozialpolitik auftauchen. Wenn sich aber erst einmal herumgesprochen habe, daß der Staat nur so viel verteilen könne, wie er vorher dem einzelnen abgenommen habe, so werde das Verständnis für die freiheitliche Wirtschaftsordnung weiter wachsen.

Bundesverteidigungsminister Strauß wies abschließend darauf hin, daß der wirtschaftliche und soziale Aufstieg der Bundesrepublik ohne das Gefühl der Sicherheit bei ihren Bürgern nicht möglich gewesen wäre. Die Sicherheit sei weiterhin unbedingte Voraussetzung für eine ungestörte Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens.



► Auf der Jahrestagung des Bundesverbandes der Deutschen Industrie sprachen sich Bundeswirtschaftsminister Erhard und Präsident Berg (links) vom Bundesverband der Deutschen Industrie für eine enge Zusammenarbeit der westlichen Welt aus

Fünf Jahre Akademie für Führungskräfte

**Fünf Jahre erfolgreiche Ausbildung
von Führungskräften der Wirtschaft**

Am 15. Juni 1961 konnte die Akademie für Führungskräfte der Wirtschaft in Bad Harzburg auf eine fünfjährige erfolgreiche Arbeit zurückschauen. 850 Hoesch-Mitarbeiter haben in diesen fünf Jahren Lehrgänge der Akademie in Bad Harzburg besucht – eine eindrucksvolle Zahl, wenn man bedenkt, daß es gar nicht so einfach ist, unsere Meister, Vorarbeiter und Gruppenführer, unsere Steiger und Betriebsräte, unsere kaufmännischen und technischen Führungskräfte für die Dauer der Lehrgänge von ihrer Alltagsarbeit freizumachen. Wie oft hörten wir den Einwand, daß man gern auch einmal nach Bad Harzburg zur Akademie führe, man hätte darüber schon so viel Gutes gehört, und gewiß könne man das, was dort gelehrt werde, auch für den betrieblichen Alltag

gebrauchen, wenn man nur die nötige Zeit hätte...

Nun, gerade diese Mitarbeiter sollten an den für sie nützlichen Kursen teilnehmen, denn bei ihnen kann man gewiß sein, daß sie – wenn sie sich schon für die Kursdauer freimachen und alle im Betrieb oder im Büro entstehenden Schwierigkeiten auf sich nehmen – zu den aufmerksamsten Hörern zählen.

Neue Formen der Weiterbildung

Zum Tage des fünfjährigen Bestehens der Akademie waren am 15. Juni viele Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Verwaltung, Wirtschaft und Presse nach Bad Harzburg gekommen. In seiner Eröffnungsansprache erklärte Hubert von Katzler, der Präsident der Deutschen Volkswirtschaftlichen Gesellschaft, daß man unbekanntes Neuland betreten habe, als die Akademie 1956 gegründet wurde. Über Jahre hin habe die Deutsche Volkswirtschaftliche Gesellschaft in zahlreichen Mitarbeiter-Seminaren und Aussprachen über wirtschafts- und sozialpolitische Probleme wichtige Erfahrungen gesammelt, bevor der entscheidende Schritt un-

ternommen worden sei, eine feste Lehrstätte zu gründen. Eine unerläßliche Voraussetzung für die Gründung der Akademie sei auch gewesen, von vornherein bei den leitenden Herren der Unternehmen, bei Betriebsräten und Betriebsangehörigen Vertrauen zu erwecken und strenge Objektivität allen Ideologien gegenüber zu wahren. Inzwischen habe sich die Akademie zu einem nicht mehr wegzudenkenden Faktor der Weiterbildung für Unternehmen aller Wirtschaftsbereiche und aller Größen entwickelt. Dies gehe nicht zuletzt aus der raschen Zunahme der Zahl der Lehrgänge hervor:

19 im Jahre 1956

39 im Jahre 1957

84 im Jahre 1958

157 im Jahre 1959

229 im Jahre 1960

An den 229 Lehrgängen des vergangenen Jahres hätten, so stellte Hubert von Katzler fest, nicht weniger als 6000 Führungskräfte der Wirtschaft teilgenommen. Es sei verständlich, daß für die Weiterbildung dieser Menschen ein ausreichend großer und qualifizierter Lehrstab nötig sei. Gegenwärtig seien nicht weniger als 46 Professoren und Hochschuldozenten – unter ihnen elf hauptamtlich – als Lehrkräfte in Bad Harzburg tätig. Die Lehrgänge selbst fänden in drei eigenen Häusern statt. Wie rasch sich die Akademie auch weiterhin entwickle, sei schon daran zu erkennen, daß der Terminplan 1961 für das erste Vierteljahr 95 und für das zweite Vierteljahr 120 Lehrgänge aufweise. Das seien fast so viele, wie im Jahre 1960 insgesamt gehalten worden seien.

Anschließend wies Hubert von Katzler auf zwei neue Aufgaben hin, die sich die Akademie gestellt habe. Er nannte zunächst die Lehrgänge über „Lebensführung und Leistungssteigerung“ unter Leitung von Professor Dr. med. Kötschau, einem der Begründer und Vorkämpfer der modernen Gesundheitsmedizin.

„Täglich schwitzen gegen Herzinfarkt“

Wenn auch Hubert von Katzler nicht darauf einging, so scheint es uns doch bemerkenswert, zu erwähnen, daß der erste dieser Lehrgänge ein außergewöhnlich großes und zustimmendes Echo in der Presse fand. Viele unserer Mitarbeiter mögen gelesen haben, daß der Lehrgang schon morgens um 7 Uhr damit beginne, daß die Teilnehmer „mit Geschick ins Schwitzen gebracht“ würden. Denn „Täglich schwitzen gegen Herzinfarkt“ sei einer der Leitsprüche dieses Kursus. Aber mit dem Schwitzen ist es freilich nicht getan. Die vielfältigen Wege zum Gesundwerden und Gesunderhalten zeigen während des Lehrgangs Professor Schneider, Leiter des Instituts für physikalische Therapie an der Universität München, Professor Hochrein und Professor Kötschau, Leiter der Abteilung „Lebensführung und Leistungssteigerung“ der Akademie, in Vorträgen und Aussprachen auf, bei denen die Hinweise auf ausreichende Bewegung und richtige Ernährung – nicht zu fett und nicht zu reichlich! – eine große Rolle spielen. Wenn man bedenkt, wie häufig und unerwartet Führungskräfte der Wirtschaft an Kreislaufkrankheiten sterben, ist es verständlich, daß gerade auch diese Fragen in Zukunft bei allen Lehrgängen besprochen werden sollen.

Aufgaben in den Entwicklungsländern

Als zweite der beiden neu übernommenen Aufgaben kündigte Hubert von Katzler Lehrgänge für Führungskräfte an, die in die Entwicklungsländer gehen – eine schöne und überaus notwendige Aufgabe, wenn die Zusammenarbeit



mit den Entwicklungsländern zu einer echten Partnerschaft werden soll.

Abschließend dankte Hubert von Katzler all denen, die durch Rat und Tat das Entstehen und die gute Entwicklung der Akademie ermöglicht haben; vor allem dankte er jenen Werken – wie der Hoesch AG –, die bereits seit der Gründung zu den verständnisvollen Förderern der Arbeit der Akademie gehören. Weiterhin sprach er allen Dozenten und anderen Mitarbeitern seinen Dank aus, ganz besonders aber dem Leiter der Akademie, Professor Dr. Höhn, der „in unermüdlicher Arbeit und mit großem Geschick neue wissenschaftliche Wege verfolgt und Erkenntnisse erarbeitet und es auch verstanden hat, eine ganze Reihe hervorragender Mitarbeiter für seine Gedanken zu gewinnen“.

„Ich habe immer recht“

Nach Hubert von Katzler hielt Professor Dr. Höhn einen Vortrag über „Das Führungswissen – seine Bedeutung für die Wirtschaft“. Er führte aus, daß man sich zwar von Anfang an über die dringende Notwendigkeit klar gewesen sei, Führungskräfte heranzubilden, daß man jedoch über das Wie zunächst recht ungenaue Vorstellungen gehabt habe. Insbesondere habe eine einheitliche Auffassung darüber gefehlt, welches Wissen diese Führungskräfte haben müßten und in welchem Verhältnis das Allgemeinwissen zum Spezialwissen zu stehen habe. Hier sei wirtschaftspädagogisches Neuland betreten worden.

Professor Dr. Höhn stellte den überkommenen Führungs- und Organisationsprinzipien in den Unternehmen der Industrie und des Handels die Grundsätze der modernen Menschenführung gegenüber. Als Beispiel für das Beharren an alten Leitbildern erwähnte er den Kölner Handwerksmeister, der seinen Lehrlingen sagte: „Ich habe immer recht. Wenn ich einmal nicht recht habe, bist du gekündigt!“

Professor Dr. Höhn fuhr fort, daß es gelte, so bald wie möglich einen Wechsel dieser Einstellung zu erreichen. Auch die Unternehmensleitungen müßten einsehen lernen, daß es besser sei, Belegschaftsmitglieder mit eigenem Kopf und eigener Initiative als bloße Jasager im Betrieb zu haben. Erst dann könne man nämlich vom „Mitarbeiter“ im wahren Sinn des Wortes reden.

Für eine wahrhaft demokratische Gesellschaft

Im einzelnen behandelte Professor Höhn darauf Mitarbeiterbesprechungen und die Delegation der Verantwortung als Formen der Menschenführung im Betrieb. Abschließend stellte er fest: „Die Dozenten der Akademie tragen fair und objektiv das vor, was sie aus bester wissenschaftlicher Erkenntnis als ihre Überzeugung betrachten. Sie diskutieren mit den Teilnehmern darüber, vermeiden es aber unter allen Umständen, ihnen ihre Meinung aufzudrängen. Was hier im Rahmen der Akademie geschieht, sind Anregungen zum Selbstdenken und zum Nachdenken. Entscheiden muß sich der einzelne selbst. Damit, glaube ich, leistet die Akademie zugleich einen Beitrag für die Verwirklichung einer demokratischen Gesellschaft.“

Berufliche und außerberufliche Fortbildung notwendig für den einzelnen

Im Mittelpunkt der Fünf-Jahres-Feier stand der Vortrag von Professor Dr. Bolte, Hamburg: „Die Struktur der heutigen Gesellschaft in ihrer Bedeutung für Erziehung und Ausbildung“,



▲ Unter den Zuhörern sahen wir während der Ansprache Dr. Kochs v.l.n.r.: Fräulein Strachotta, Mitarbeiterin der Akademie; Dr. Dahlgrün, Mitglied des Bundestages; Frau Böhme, Professor Höhns Stellvertreterin in allen Fragen der Verwaltung; Hubert von Katzler, den Präsidenten der Deutschen Volkswirtschaftlichen Gesellschaft, hinter ihm Dr. Middelhaue, Staatsminister a. D.; eine Reihe zurück Oberst Kramer, Führungsakademie der Bundeswehr, und vorn rechts Professor Dr. Höhn, der Leiter der Harzburger Akademie

der sich durch eine Fülle tiefgründiger Gedanken auszeichnete; wir werden über ihn demnächst ausführlich berichten.

Der Vortragende kam zu dem Ergebnis, daß der einzelne – wenn es ihm nicht Ausbildung und ständige Beschäftigung möglich machen – vielfach nicht mehr in der Lage sei, die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Zusammenhänge zu übersehen, sondern daß er Bildungseinrichtungen braucht, die ihm diesen Überblick und Einblick vermitteln.

Verantwortungsbewußtsein und selbständiges Denken

Dr. R. Dahlgrün, Mitglied des Bundestages und Vorsitzender des Kuratoriums der Akademie, betonte, daß es der Akademie vornehmlich darauf ankomme, das fachliche Wissen zu vermehren, die Fähigkeit zu selbständigem Denken zu fördern und das Verantwortungsbewußtsein der Lehrgangsteilnehmer zu stärken.

Dr. F. Grosse, Vorstandsmitglied der Ruhrkohlenberatung und Vorsitzender des Kuratoriums der Wirtschaftsakademie für Lehrer, unterstrich, daß die Bildungsarbeit der Akademie den einzelnen auch in die Lage versetzen soll,

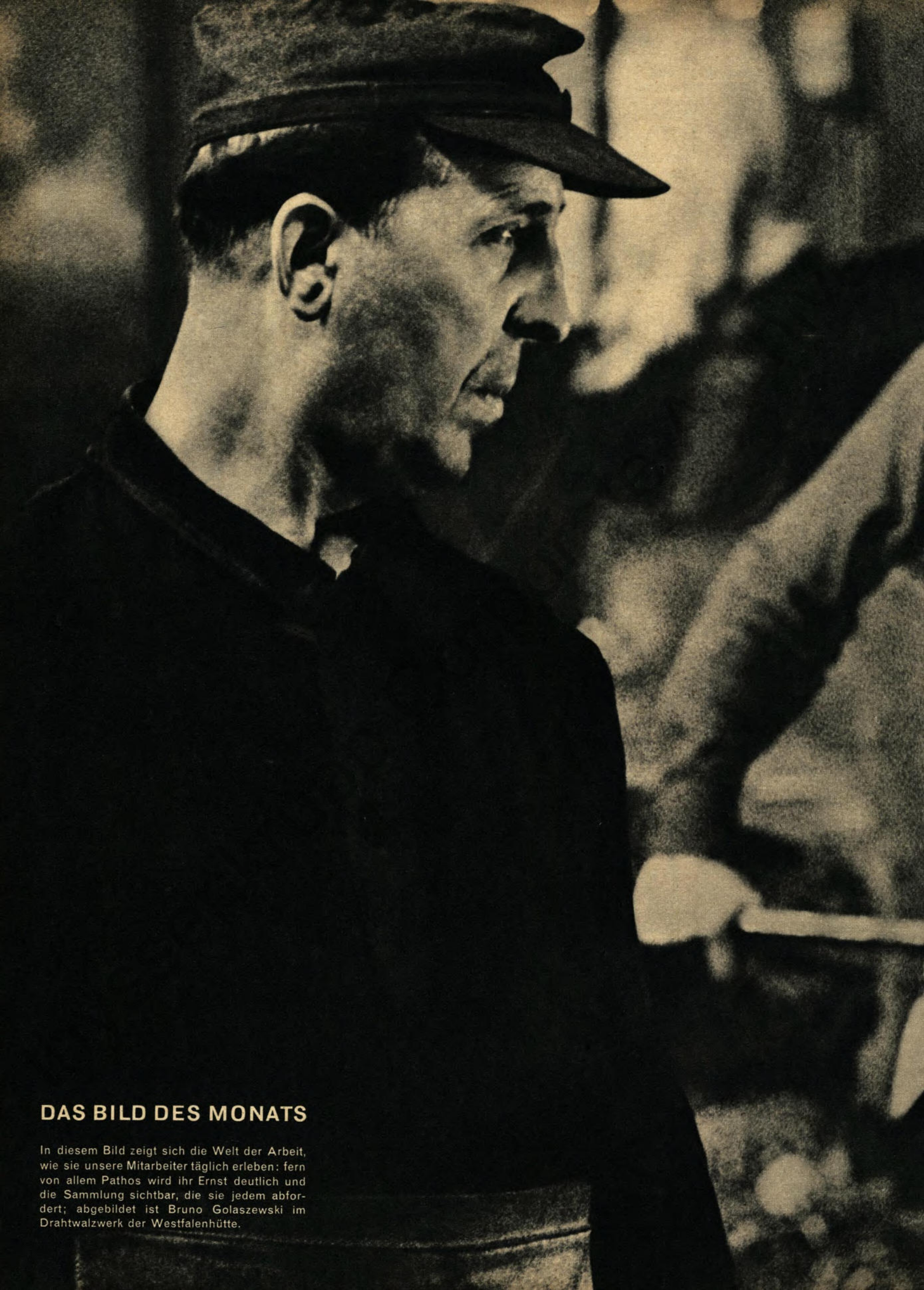
der geistigen Auseinandersetzung mit dem Osten gewachsen zu sein.

Auch die höheren Vorgesetzten sollten nach Harzburg

Dr. Harald Koch, Vorstandsmitglied der Hoesch AG und Vorsitzender des Kuratoriums der Akademie für Fernstudium, berichtete, wie überaus gut die Harzburger Akademie im Rahmen einer Befragung von Hoesch-Mitarbeitern durch ein unabhängiges wissenschaftliches Institut beurteilt worden sei (WERK UND WIR berichtete darüber in Heft 10/11 1959). Dabei verschwieg er nicht, daß einige der Befragten betont hätten, daß endlich auch die höheren Vorgesetzten nach Bad Harzburg fahren müßten, damit gewährleistet sei, daß man „von unten bis oben“ nach den dort gelehrt Grundsätzen der Menschenführung verfare.

Dr. Koch konnte mit Genütuung bekanntgeben, daß aus dem Hoesch-Bereich bis Ende Mai 1961 insgesamt 836 Mitarbeiter an Fortsetzungs- und Sonderlehrgängen der Akademie teilgenommen haben, unter ihnen 248 an Lehrgängen für Meister, Vorarbeiter und Gruppenführer, 181 an Lehrgängen für technische und kaufmännische Führungskräfte und 126 an Lehrgängen „Der Steiger im Betrieb“. 281 Hoesch-Mitarbeiter besuchten Sonderlehrgänge.

Mit einer Pressekonferenz schloß die Fünf-Jahres-Feier der Harzburger Akademie. Professor Höhn beantwortete, unterstützt durch seine Mitarbeiter, eine Fülle von Fragen, die zahlreiche Pressevertreter stellten und die die immer stärker werdende Anteilnahme der Öffentlichkeit an der so erfolgreichen, nun schon seit fünf Jahren geleisteten Arbeit in Bad Harzburg bezeugten.



DAS BILD DES MONATS

In diesem Bild zeigt sich die Welt der Arbeit, wie sie unsere Mitarbeiter täglich erleben: fern von allem Pathos wird ihr Ernst deutlich und die Sammlung sichtbar, die sie jedem abfordert; abgebildet ist Bruno Golaszewski im Drahtwalzwerk der Westfalenhütte.

Wie die andern leben

Familie Jansen in Holland

Das ist das Land: Auf 32 000 Quadratkilometern leben elf Millionen Menschen, 340 auf dem Quadratkilometer. (In Belgien sind es 288, in der Bundesrepublik 200, in Italien 160, in Frankreich 78). Dabei ist das Bevölkerungsgewicht der Niederlande auch noch schlecht verteilt. In Nord- und Südholland und in der Provinz Utrecht ballen sich die Bewohner, ähnlich im Bezirk von Amsterdam, Den Haag und Rotterdam. Der Osten des Landes ist dagegen nur dünn besiedelt. Die neugewonnenen, dem Meer abgerungenen Gebiete – seit 1935 rund 135 000 Hektar – sind viel zu klein, als daß sie den Bevölkerungsüberschuß aufnehmen könnten.

Ein Industrieland

Pit Jansen ist einer von diesen elf Millionen Niederländern. Er arbeitet in einem Büro in Amsterdam und gehört damit zu jenen 52 Prozent, die in Industrie und Handel beschäftigt sind. Nur dreizehn Prozent der Berufstätigen sind heute noch in der Landwirtschaft tätig. Aber da diese ihr Geschäft verstehen und intensiv betreiben, können die in Mengen exportierten Tomaten, Salatköpfe, die Eier und der Holländer Käse in aller Welt den Eindruck erwecken, Holland sei ein im Schwergewicht landwirtschaftlich orientiertes Land.

Kein Sinn für Extreme

Pit Jansen bewohnt am Stadtrand von Amsterdam ein Einzelhaus – mit Vorgarten und einem Ziergarten hinter dem Haus. Wer an seinem Besitztum vorübergeht, kann durch das Haus hindurchsehen und Pit manchmal hinten beim Rasenmähen beobachten. Denn die Fenster haben keine Gardinen. So ist es bei Jansens, nicht anders als bei den Nachbarn auch. Schließlich hat man nichts zu verbergen. „Bei uns stimmt alles, das Familienleben, unser Lebensstandard, wir sind eine durch und durch solide Familie“, scheinen diese offenen Fenster zu sagen. Diese Offenheit lügt nicht, im allgemeinen. Man weiß in diesem tüchtigen Land sehr genau, was „man tut“ und was „man nicht tut“. Für das Extreme und Exaltierte hat man wenig Sinn. Das Bürgerliche ist in Holland daheim. Dazu gehört nicht zuletzt, daß Haus und Garten – einschließlich des Namensschildchens aus Messing an der Haustür – vor Sauberkeit strahlen. In der Tat: man kann in diesem kleinen bewundernswerten Land, in dem die Hausfrauen freilich ein wenig zu bedauern sind, in fast allen Häusern vom oft zitierten Fußboden essen.

Jansens Wohnung hat fünf Zimmer. Das ist die übliche Raumzahl in Holland. Im Erdgeschoß liegt zur Straße das gute Zimmer, das im allgemeinen nur sonntags benutzt wird oder wenn Besuch kommt. Daneben der Eßraum, gleich anschließend die Küche. Im ersten und zweiten Stock die Schlafräume und das Badezimmer.

Gesund und kinderreich

Jansens haben zwei Kinder. Das ist nicht viel. Denn die Holländer sind das geburtenfreudigste Land Westeuropas. Da sie auch besonders gesund zu sein scheinen – die Sterblichkeitsziffer ist die geringste der Welt –, macht man sich in Holland wegen des zukünftigen Wohlstands erhebliche Sorgen. Zwar wird die Auswanderung gefördert, aber kein Land verliert gern die unternehmungsfreudigsten gut ausgebildeten Bürger; diese Bemühungen sind also recht zweischneidig.

Pension für alle

Um acht Uhr sitzt die ganze Familie Jansen am gemeinsamen Frühstückstisch. Es gibt Käse und Wurst – sonntags ein Ei, Honigkuchen und verschiedene andere Gebäcksorten –, aber im allgemeinen ist die holländische Durchschnittsfamilie Margarine zum Brot. Die Butter wird exportiert. Da die meisten Schulen und Büros um neun beginnen, verlassen Vater und Kinder ungefähr zur gleichen Zeit das Haus, die Kinder zu Fuß. Pit dagegen reißt sich in die lange Schlange der Radfahrer, die gemächlich zum Geschäft fahren und sich als die ungekrönten Herren der Straße fühlen. Sehr zu Recht – denn die unsichtbare Krone der Radfahrer wird von fast allen Autos respektiert. Um halb elf trinkt ganz Holland eine Schale Kaffee, die Frauen daheim, die Männer in den Büros. Da Pit Jansen einen echten Niederländer zum Chef hat, der die Tradition achtet und den Fortschritt schätzt, gehört die Schale Kaffee zu den „freiwilligen sozialen Leistungen der Firma“, für die Pit nichts zu zahlen braucht. Das gilt natürlich nicht für die gesetzlichen sozialen Leistungen, für die auch Pit Jansen sein Opfer bringt. Für die Krankenversicherung zum Beispiel 3 v. H. seines Lohnes (der Chef steuert 6 v. H. für Pit

► Frische und Natürlichkeit sind die Kennzeichen der holländischen Jugend. Bemerkenswert ist, daß Holland das kinderreichste Land Westeuropas ist und deshalb einen großen Bevölkerungsüberschuß hat





▲ Wenn man in die gute Stube tritt, bleiben die Holzschuhe draußen. Sauberkeit und Anhänglichkeit an das Altbewährte sind neben Fleiß, Zuverlässigkeit und Hilfsbereitschaft nur einige der Tugenden, die den Holländer auszeichnen

bei); für die Volkspension, die jedem Holländer ohne Ansehen von Stand und Vermögen, deshalb also auch der Königin zusteht, wird die Prämie jährlich neu festgesetzt. Augenblicklich beträgt der Beitrag 6,75 v.H. des Einkommens bis 6900 Gulden jährlich.

Gute, kräftige Kost

Vom Mittagessen hält man in Holland nicht viel. Es sei denn, man wohnt auf dem Land. Dort ist das Mittagessen die Hauptmahlzeit. Sonst begnügt man sich mit mitgebrachten „boterhammen“. Auch die Kinder in der Schule. Wenn sie abends aus der Schule heimkommen – nur mittwochs nachmittags und samstags nachmittags ist schulfrei – und auch der Vater wieder daheim ist, wird gegessen. Jetzt aber „richtig“. Denn in Holland liebt man die gute Kost, ohne dabei besonders feinschmeckerisch und wählerisch zu sein. Zunächst gibt es Suppe, dann das Hauptge-

richt mit viel Gemüse, zwei- bis dreimal in der Woche Fleisch. Der fette Saft wird gleich so gestreckt, daß er auch an den andern Tagen noch reicht. Dann der Nachtschüssel und schließlich Obst.

Ein häusliches Volk

Der Abend verläuft im geliebten und geschätzten Gleichmaß. Man geht nur selten aus. Es geht den Jansens nichts über die eigenen vier Wände. Dementsprechend gibt es in Holland nur verhältnismäßig wenig Cafés oder Restaurants. Vielleicht, daß sich hier ein gewisser puritanischer Zug holländischer Religiosität bemerkbar macht. Der Niederländer ist im allgemeinen ein sehr religiöser Mensch, bei dem der Hang zum Sektierertum oft recht ausgeprägt ist.

Manchmal gehen die Jansens natürlich auch ins Kino. Etwa sechsmal im Jahr. Im Zeichen des Fernsehens bleiben sie nun noch mehr zu Hause. Trotz ihrer beispielhaften Kinderliebe erziehen die Eltern ihren Jan und ihre Grit nach strengen, patriarchalischen Gesichtspunkten. Aber es bekommt den Kindern nicht schlecht.

Zuverlässige Freunde

Es gibt überhaupt bei den Jansens eine Fülle bürgerlicher Tugenden. Pits Zuverlässigkeit, sein Fleiß, seine Ordnungsliebe und Hilfsbereitschaft sind wahrhaft beispielhaft. Man kann sich auf ihn als Freund verlassen; sein Sinn für Verwandtschaft und Gastfreundschaft ist kaum zu überbieten. Besonders amüsant und lustig geht es bei den Jansens freilich nicht zu. Niemand erwartet das – und so ist man mit sich und der Welt ziemlich im reinen. Die Aufregungen sind bei ihm nicht nur nicht beliebt, man geht ihnen möglichst aus dem Weg, weil man sie mit Recht für schädlich hält. Das hat in keiner Weise den Erwerbssinn dieses Volkes, eines Seefahrervolks mit wachen kaufmännischen Interessen seit Jahrhunderten, beeinträchtigen können. So hat es auch in beispielhafter Haltung den Verlust seines ostindischen Kolonialreiches nach dem zweiten Weltkrieg nicht nur verwunden, sondern das Beste daraus zu machen gewußt. Umfangreiche Kapital-

anlagen Hollands in Übersee, insbesondere der aus Indonesien ins Mutterland zurückgeführten Niederländer, haben jedenfalls die dortigen finanziellen Verluste weitgehend kompensiert – ganz abgesehen von der enormen holländischen Leistung, die Folgen des Krieges mit seiner totalen Verarmung in zäher Arbeit so schnell und gründlich überwunden zu haben. Herr Jedermann in Holland lebt heute jedenfalls besser als vor dem Krieg. In den letzten vier Jahren ist der Durchschnittskonsum der holländischen Familie um 20 v.H. gestiegen. Auch bei Jansens. Pit hält sich mit seinen etwa 500 DM Gehalt im Monat zwar nicht für überbezahlt, aber er kommt rund – und das ist ihm die Hauptsache, solange man ihn sonst in Ruhe läßt.

Populärer Fußball

Was für den Abend gilt, hat auch für den Sonntag Gültigkeit: Man sucht keine aufregenden und hektischen Genüsse. Angeln und Segeln sind populäre Sportarten, im Winter besonders das Schlittschuhlaufen – kein Wunder bei der Fülle der Grachten und Kanäle. Der Fußball ist in Holland freilich der beliebteste Sport. In der Hitze des Gefechts zwischen den Lokalmatadoren kann es sogar vorkommen, daß Mijnheer Jansen seine sprichwörtliche Zurückhaltung verliert. Aber was soll's? Bei einem Genever oder einem Boewenjonges ist die Aufregung bald vergessen.

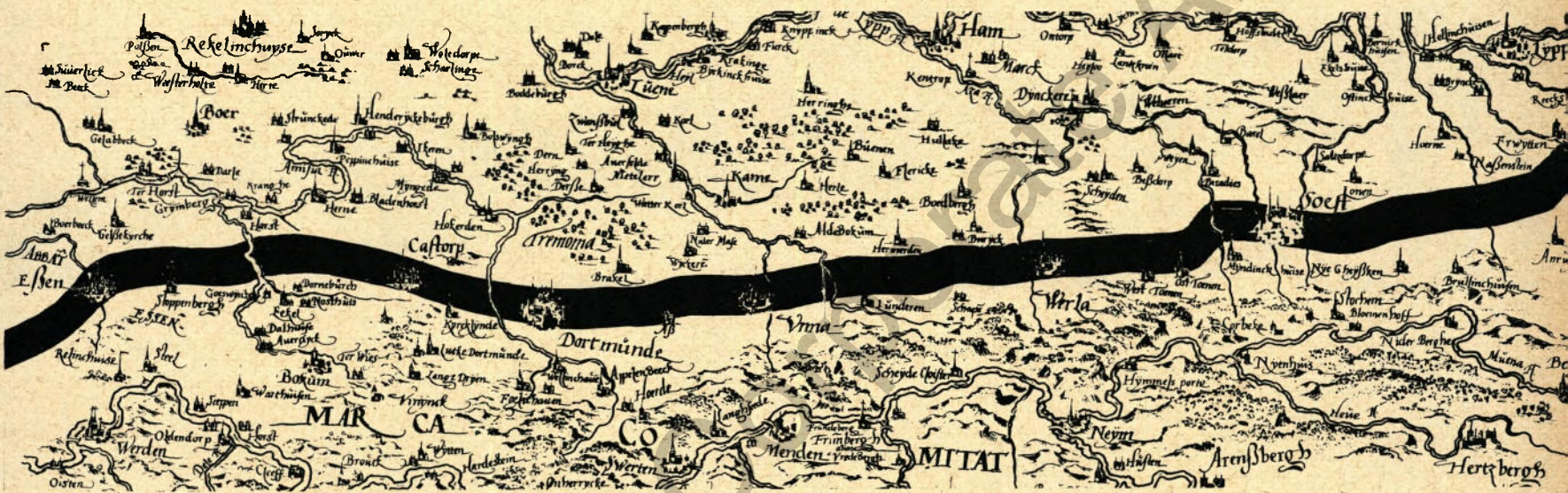
Pit Jansen nimmt nicht für sich in Anspruch, in des Herrgotts eigenem Land zu wohnen. Er hat auch kein Sendungsbewußtsein entwickelt, mit dem er andere Völker beglücken möchte. Daran haben ihn seine Nüchternheit und sein liberaler Sinn gehindert. Aber mit einigem Recht hält er den Weg der Niederlande und die holländische Art zu leben für eine sehr ausgewogene Lösung, die der menschlichen Natur recht weit entgegenkommt.

Dr. F. Bohmert

▼ Wasser und endlose Weite – das ist Holland. Ein Blick auf das typische „Tiefeland“, das unter dem Meeresspiegel liegt. Seit 1935 hat Holland 135 000 Hektar Land dem Meer abgerungen



AUF DEN SPUREN DES HELLWEGS



Der Durst der Mönche des Klosters Corvey hatte einen langen Weg. Die Fuhrwerke der 822 gegründeten Benediktinerabtei rumpelten mit leeren Fässern den Hellweg hinauf von Höxter nach Duisburg, genauer gesagt nach Lakum, wo damals die Ruhr in den Rhein mündete. Hier war die letzte Rast vor der Bootsfahrt mit Treidelstaken, die sich das Weingut Kessenich bei Bonn zum Ziel gesetzt hatte. Es waren gut fünf Tagereisen nötig, um in den Besitz des köstlichen Rebensaftes zu kommen, und ebensoviel, um zurück zur Weser zu gelangen. Die einzelnen Etappen wurden uns überliefert.

Die Weinspur der Mönche

Nach Lakum (Lacheim) folgte der Hof Vietung im Steeler Freisenbruch (Stale), wo man zum zweitenmal die müden Häupter bettete. Dann ging es nach Büderich bei Werl (Böderike), bevor die Ordensritter in Mönninghausen (Münichhausen) bei Lipstadt Einkehr hielten. Diese verbrieft Weinspur des Hellwegs führte durch Oberhausen (die ehemalige Lipperheide), während ein anderer Strang des Hellwegs zum Ruhrübergang bei Mülheim-Broich strebte. Er wurde aktuell, wenn das Hochwasser im ausgedehnten Überschwemmungsgebiet zwischen Duisburg und Lakum die normale Strecke unpassierbar machte. Auch hinter Wattenscheid

gabelte sich der Hellweg, um Stadt oder Stift Essen wahlweise auf zwei getrennten Routen zu erreichen, die sich an die Höhen von Schönebeck und Stoppenberg orientierten.

Der Hellweg – eine ganze Straßenlandschaft

Schon die hier skizzierten historischen Tatsachen zeigen den Hellweg als Namensträger eines Verkehrssystems, das sich in beweglicher Linienführung den jeweiligen, meist klimatischen Verhältnissen anpaßte, wenn es auch an bestimmte Zielpunkte oder Etappenziele gebunden blieb. Diese Straßenlandschaft wurde oft von mehreren, nebeneinanderlaufenden Treckwegen durchzogen, in denen die schweren Räder der Planwagen tiefe Furchen eingegraben hatten. Solche Abschnitte sowie die mit fortschreitender Besiedlung wachsenden Zubringer der ältesten Verbindungslinie zwischen Rhein und Weser machen es verständlich, daß dem Hellweg ein vielfältiges lokales Dasein beschieden war.

Allein im westlichen Vorfeld von Dortmund stehen räumlich weit voneinander entfernt ein Castroper, Harpener, Werner, Bövinghausener und Bochumer Hellweg auf der Landkarte, die strahlenförmig auf die größte Stadt Westfalens zulaufen. Bei Geseke gibt es einen „Tiefen

Hellweg“. Überall zwischen Paderborn und Wattenscheid finden wir kleine, große und alte Hellwege, die Reste oder Seitenlinien des historischen Hellweges sind, der bis auf wenige Kernstücke von der Raumwillkür des Kohle- und Eisenbahnzeitalters verwischt oder von neuverlegten Kunststraßen verdrängt wurde. Zu diesen gehört auch die nach den Freiheitskriegen fertiggestellte Strecke Unna-Soest-Paderborn, die im Abstand von etwa 100 Metern den damals verschlammten Hellweg links liegenläßt, der später, vor allem bis zur alten Landesgrenze nach Engern (an der Landwehr vor Werl), umgepflügt wurde.

Heerwege, Helle Wege, Hohe Wege, Hall Wege?

Unabhängig von der großen Hellweglinie Duisburg-Höxter traten allenthalben im mittelalterlichen Westfalen und den benachbarten Gebieten verschiedene Hellwege in Erscheinung. Es waren meistens Heerwege, die ihren Namen nach und nach verloren. Einzelne Forscher gehen in der Namensdeutung sogar so weit, im Hellweg den Begriff der Straße schlechthin zu sehen. Andere sprechen ihn als „hellen“, durch den Urwald geschlagenen Weg, oder als Hall-, d. h. Salzweg an. Aber auch der „Hohe Weg“ und der „Hauptweg“ stehen zur Debatte.



▲ Aus dem alten Hellweg, dessen früheste Spuren in die Bronzezeit zurückweisen, ist heute die verkehrsreiche Bundesstraße entstanden; hier ein Straßenstück am Stadtrand von Bochum

▼ Straßenstützpunkte am Hellweg – angelegt zur Zeit Karls des Großen – entwickelten sich zu Siedlungskernen für viele der großen Städte im Ruhrgebiet. In Dortmund ist der Hellweg mit seinen vielen Geschäften noch heute Mittelpunkt der Stadt

Die Königsstraße Karls des Großen

Geschichtlich „greifbar“ wird der Hellweg nach der Eroberung der Hohensyburg durch Karl den Großen. Der Frankenherrscher sicherte seinen Sieg gegen die Sachsen durch Stützpunkte ab, die als Nachschubbasen auch die marschierende Truppe versorgten. Diese „curtes regiae“ und „villae regiae“ sowie anderer Königsbesitz sind als Siedlungskerne von Duisburg, Essen, Bochum, Huckarde, Dorstfeld, Dortmund, Brackel, Werl, Ampen, Meiningsen, Soest,

Alten-Geseke, Erwitte, Geseke und Paderborn ermittelt. Das ist eine ziemlich genaue Punktierung des alten Hellwegs, der, von Ruhr und Lippe flankiert, zum Rückgrat eines Gebietes wird, dessen Hauptverkehrsader sich von der niederrheinischen Tiefebene bis an den Teutoburger Wald heranschiebt. Die karolingischen Burgranlagen von Duisburg, Essen, Dortmund, Geseke und Paderborn geben dem Hellweg ein militärisches und politisches Gewicht, das von zahlreichen Reichstagen verstärkt wird. Er sonnt sich lange Zeit im Glanz der „Königsstraße“, der im Bild Karls des Großen in der Dortmunder Reinoldikirche und in dem wieder sichtbar gemachten Standort des alten Königshofes in Erwitte nachschimmert. Besonders unter Heinrich I. vertiefen sich im Hellweg die Spuren der Macht, da der ehemalige Sachsenherzog einen ambulanten Haushalt führt, der den Ertrag seiner Güter im Umherziehen von Pfalz zu Pfalz, von Burg zu Burg usw. an Ort und Stelle verzehrt. Drei Jahrhunderte hindurch drücken königliche und kaiserliche Siegel dem Hellweg den Stempel auf. Allein die verliehenen Urkunden sind Marksteine seiner geographischen Lage und seiner Geschichte.

Eine dichte Kirchenallee

Seit der Grundsteinlegung des Paderborner Domes durch Karl den Großen (777) und der Altarweihe durch Papst Leo III. (799) reihen sich wie eine Perlenschnur viele der schönsten Kirchenbauten Westfalens am Hellweg. Ihre ursprüngliche Gestalt ist wohl kaum noch erhalten. Aber die Geschichte der Erweiterungs- und Neubauten ist angefüllt mit künstlerischer Fruchtbarkeit.

Noch älter als die dichtbewachsene Kirchenallee des Hellwegs ist die ausgedehnte Handelsstraße, deren Verkehr schon in den ersten Jahrhunderten nach der Zeitrechnung aufgeblüht



ist und wahrscheinlich bis in die Bronzezeit zurückreicht. Die sich häufenden Funde römischer Importwaren an Sammelpunkten wie Dortmund, Unna, Soest und Paderborn weisen deutlich auf merkantile Spuren hin. Freigelegte Grundrisse größerer Siedlungen lassen erkennen, daß die Bewohner des Hellwegraumes seit dem 3. Jahrhundert neben ansehnlichen Bauernhäusern auch großartige Prachtbauten errichtet haben. Der auf das 5. Jahrhundert n. Chr. datierte Goldschatz der Siedlung „Throtmanni“ ist unmittelbar am alten Hellweg, dem jetzigen „Westenhellweg“, in Dortmund entdeckt worden. Er stellt mit 444 Goldstücken, drei Halsreifen und einem Tongefäß mit Silbermünzen ein Vermögen dar, das einer reichen Kaufmannsfamilie der Brukterer gehört hat, deren Machtbereich sich von Wattenscheid bis nach Erwitte erstreckte. Auch die Soester Ausbeute bestätigt den Wohlstand rechtsrheinischer Germanen. Paderborn ist von Gräberfeldern, urgeschichtlichen Siedlungen und römischen Funden der Kaiserzeit förmlich eingekreist. Die Münzen bildeten mit griechischen, römischen, keltischen und arabischen Zahlungsmitteln einen internationalen Anblick.

Paderborn, Soest, Dortmund – drei wichtige Knotenpunkte

Alles spricht dafür, daß wir in Paderborn, Soest und Dortmund wichtige Knotenpunkte des Hellwegs zu suchen haben, die schon früh den Fernhandel beleben. In oder vor Paderborn trifft der Hellweg sowohl auf die „Holländische Straße“ wie auf den sogenannten „Kaufmannsweg“, der zunächst von Frankfurt nach Lübeck und später nach Bremen führt. Soest liegt als Treffpunkt des Hellwegs mit dem Frankenweg und dem aus dem Sauerland kommenden Köhler- oder Eisenweg ebenfalls im Luv reger Geschäftstätigkeit, der es seinen Aufstieg verdankt. Die Pfalz Karls des Großen markiert in Dortmund das Straßenkreuz am Hellweg, das die wichtige Nordsüdverbindung als Fernhandelsstrecke aufnimmt. Von Dortmund nach Holland geht eine Route, die den Hellweg bis Hiltrop (Bochum) benutzt und hier durch Herne, Crange (Wanne-Eickel), das Wildpferdeparadies des Emscherbruches nach Dorsten und zur Grenze strebt. Sie begegnet am Hellwegübergang der großen Verkehrslinie, die von Wiesdorf bei Köln ausgeht und über Blankenstein, Bochum, Herne, Haltern, Münster den Jadebusen erreicht.

Die englische Königskrone als Pfand Dortmunder Kaufleute

Die kommerzielle Fernstrahlung des Hellwegs wächst mit Dortmunds verstärkter Marktbedeutung im 10. Jahrhundert, die sich auch im vielenorts gültigen Dortmunder Kaufmannsrecht spiegelt. Die „Stadt des Königs“ gibt diese führende Stellung zwar bald an das kurkölnische Soest ab, das bis 1300 in der westfälischen Hanse federführend wird. Aber Barbarossas Hilfe und eigene Initiative bewirken für Dortmund eine neue Blütezeit, die trotz Fehden und Feuersbrünste anhält und sich europäisch orientiert. Zwei Dortmunder Bürger unterzeichneten 1229 den mit den Russen in Smolensk geschlossenen Handelsvertrag. Der Name der Reichs- und Hansestadt, in der 1240 Westfalens ältestes (1944 zerstörtes) Rathaus entsteht, übt eine so starke Anziehungskraft im Osten aus, daß das 1252 gegründete Memel beinahe als „Neudortmund“ auf der Landkarte erschienen wäre. Auch die Reinoldibänke in den Artushöfen von Danzig und Thorn sprechen eine deutliche Sprache. Dortmunder Rats-

herren teilen sich mit ihren Soester Kollegen und anderen Städten das Recht, die Schlüsselbewahrer der hansischen Kontorkassen in Wisby und Nowgorod zu ernennen. Eduard III. von England überreicht Dortmunder Kaufleuten für ein Darlehen Königskrone und Zollsiegel als Pfand.

Das geschah zu einer Zeit, als Soest seinen Fernhandel bereits weitgehend abgerüstet hatte, weil es nicht von der Brise erfaßt wurde, die den Warenverkehr von den Häfen Flanderns über den Kanal trug. In dieser Flaute versank auch der Osthandel der „Schleswigfahrer“, denen Soest einst eine eigene Kapelle eingeräumt hatte. Denn die europäischen Küstenstädte bauten den früher gefürchteten Seeweg immer mehr aus, dem sie durch nautische Errungenschaften Vorteile abgewannen. Aber erst der Dreißigjährige Krieg gab dem pulsierenden Hellweg als Verkehrs- und Handelsader Westfalens endgültig den Todesstoß. Jene schrecklichen Jahre hat Grimmelshausen erlebt, der an den Schanktischen rund um das Soester Osthofentor seinen Kummer ertränkte und in Lippstadt schließlich vor den Traualtar trat. Aber weder der „Tolle Christian“ noch der zusammengewürfelte Landsknechthaufen aus aller Herren Länder sind imstande gewesen, die kulturelle Vergangenheit der Städte am Hellweg auszulöschen.

Konrad von Soest, der in Paderborn geborene Aldegrevier und Gert van Lon bestehen weiter. Auch die Kirchen weichen nicht. In ihrem Schatten wachsen neue Häuserzeilen empor, die vor allem jenseits des Ruhrgebiets mit der idyllischen Fülle der Fachwerkgiebel erhalten

sind. Das Bäderdreieck Waldliesborn, Sassendorf und Westernkotten hält die Tradition der alten Salzspur des Hellwegs aufrecht. Sie läuft mitten in den „Kohlenpott“ hinein, wo die Wilhelmsquelle von Wanne-Eickel nicht weit vor der Jahrhundertwende einen Badebetrieb ins Leben rief, der in der Gegenwart durch eine wegweisende Rheumaklinik verstärkt wurde, die den Berufskrankheiten des vom Bergbau abhängigen Industriegebiets lange Anmarschwege ersparte.

Paradepferd B 1

Als das Maschinenzeitalter viele Hansestädte des Hellwegs zu neuem Leben erweckte, das zu gigantischem Wachstum führte, war dieser zu einer einfachen Landstraße herabgesunken, der die Eisenbahn den Personen- und Güterverkehr abgenommen hatte. Erst die fortschreitende Motorisierung brachte einen Wandel. In großzügigem Schnitt nahm der Ruhrschnellweg 1926 die Hellwegrichtung ins Auge. Seine drei Bahnen setzten sich wenige Jahre später bis Paderborn fort. Sie wurden das Paradepferd der Reichsstraße Nr. 1, die von Aachen nach Königsberg führte. Ihr Erbe trat die jetzige B 1 an, die kürzlich im westlichen Hellwegbereich vierspurig im „Autobahnstil“ entwickelt wurde und auf den „Kleeblättern“ der Drehscheibe Unna und Kamen Anschluß an die Autobahn und die neue „Hansalinie“ erhielt.

Dr. Julius Friedrich

▼ Viele schöne Fachwerkhäuser – wie dieses in Geseke – haben sich noch am Rand des Hellwegs erhalten



▼ Betriebsratsmitglieder aller Schachtanlagen des Dortmunder Bergbaus besuchten kürzlich unter Führung unseres Aufsichtsratsmitgliedes Paul Hoffmann, Bezirksstellenleiter Dortmund der IG Bergbau und Energie, Hoesch und die Westfalenhütte. Nach einem Rundgang durch die Werke, bei dem die Betriebsratsmitglieder besondere Aufmerksamkeit der Verbundwirtschaft zwischen unserer Schachtanlage Kaiserstuhl und den Hüttenbetrieben schenkten, trafen sie sich im Sportheim des Hoesch-Erholungsgeländes. Arbeits-

direktor Dr. Harald Koch vom Vorstand der Hoesch AG und Arbeitsdirektor Walter Hölkeskamp von der Westfalenhütte führten mit den Gästen ein längeres Gespräch, in dem insbesondere Fragen der betrieblichen Sozialpolitik erörtert wurden. Unsere beiden Schnappschüsse zeigen von links nach rechts: Heinrich Brauckhoff von der Schachtanlage Minister Achenbach der Gebr. Stumm GmbH, Theodor Rhode von der Schachtanlage Zollern II, Adolf Melzer von der Schachtanlage Zollern II der Dortmunder Bergbau AG, Karl Sichel-schmidt und Emil Burckhardt von der Schachtanlage Oespel der Harpener Bergbau AG und Heinz Thümmel von der Schachtanlage Minister Achenbach (Bild 1). Auf dem Bild 2 sehen wir von links nach rechts Karl Hünneke von der Westfalenhütte, Dr. Harald Koch, Paul Hoffmann, Walter Hölkeskamp und Helmut Kreuzner, Betriebsräte-Sekretär der IG Bergbau und Energie.



1



Das Westfälische Sinfonie-Orchester unter Leitung von Hubert Reichert setzte in diesem Jahre die musikalische Tradition der Ruhrfestspiele mit zwei Konzertabenden fort. Unter den Zuhörern am 8. Juni befanden sich auch 45 spanische Bergarbeiter, die auf unserer Schachtanlage Emil-Emscher in Altenessen beschäftigt sind. Sie alle hörten das Brahms-Konzert für Violine und Orchester op. 77 mit der Solopartie des bekannten Solisten Arthur Grumiaux. Die Presse schrieb darüber: „Mit dem Konzert für Violine und Orchester op. 77 von Brahms erklang eines der schönsten Werke dieser Gattung. Es lebt aus den Kontrasten zwischen idyllischen, besinnlichen Momenten und energischen Impulsen in kraftvollen Rhythmen. Der Solist Arthur Grumiaux imponierte durch letzten Schliff von Bogen- und Grifftechnik.“ Dem Violinkonzert war das Divertimento des Streichorchesters von Béla Bartók vorangegangen, als Abschluß folgte die 7. Sinfonie von Ludwig van Beethoven. Das ganze Konzert wurde durch Inter Nationes, eine gemeinnützige Einrichtung, die im Auftrage des Auswärtigen Amtes zwischenstaatliche Beziehungen auf kulturellen Gebieten pflegt, aufgenommen und soll in verschiedenen Ländern Europas, aber auch in Übersee und vor allem in Lateinamerika, gesendet werden. In der Konzertpause antwortete im Verlauf eines Interviews mit einer Gruppe unserer Spanier Luis

2



Alle Brinkmänner machen fünfzig Jahre voll

Acht aus einer Familie: dreihundertdreißig Jahre „auf Hoesch“

Gutierrez auf die Frage, wie ihm die Arbeit bei Hoesch gefalle, daß er sehr froh sei, hier zu sein und daß dies nicht nur für ihn, sondern auch für seine Kameraden gelte, wenn sie auch alle ein wenig an Heimweh litten. Sprachschwierigkeiten brächten es mit sich, daß die Spanier noch nicht viel Anschluß gefunden hätten, aber die Kameradschaft sei gut. Während Luis Gutierrez schon in seiner Heimat Asturias als Bergmann gearbeitet hat, war Manuel Pineda Waffenjunge eines Stierkämpfers, bevor er zu uns kam. Er betonte, daß es ihm in Deutschland sehr gut gehe, daß er wie seine Kollegen Geld nach Hause schicke und daß er nicht wisse, ob und wann er in die Heimat zurückkehren würde. Jose Rodriguez ist erst zwei Monate hier. Das Leben hier gefällt ihm ausgezeichnet, am liebsten möchte er seine Familie schnell nachholen. Am meisten beeindruckt zeigte er sich von den guten Arbeitsverhältnissen. Wir hoffen, daß sich unsere spanischen Mitarbeiter auch weiterhin bei uns wohl fühlen werden und daß auch dieses Konzert, für das sie mit begeistertem Beifall dankten, ihnen geholfen hat, sich ein wenig heimischer zu fühlen.

(Das Bild oben zeigt „unsere“ Spanier während des Konzerts; das Bild unten den Interviewer, rechts neben ihm Luis Gutierrez, Manuel Pineda, Jose Rodriguez und Luis Rodriguez.)

Es ist doch gut, wenn man rechnen kann. Bei den Summen, die in Sachen „Brinkmann-Dynastie“ herauskommen, lohnt sich das Zusammenzählen von Jahren besonders. Um das Gratulieren nicht zu vergessen, hatte sich ein Neffe mit grüner Tinte notiert: „Am vierten Mai 1961 ‚goldenes‘ Dienstjubiläum von Onkel Arnold.“ Er hielt den Stift noch in der Hand, da fiel ihm ein: „Wie lange ist es her, daß ich Onkel Hermann zum ‚goldenen‘ Fest die Hand geschüttelt habe? Wie war das mit Onkel Heinrich? Onkel Emil müßte doch auch bald dran sein, Onkel Alfred auch. Bei uns Neffen Günter und Fred reicht es bald zum Fünfundzwanzigjährigen, und natürlich darf man bei solch einer Liste den Opa Heinrich nicht vergessen mit seinen dreiundvierzig Hoesch-Jahren. Schließlich gehörte er zur Gründer-Generation.“

Ein Blick auf den Stammbaum

Damit wir uns nicht im vielverzweigten Geäst des üppiggrünenden Brinkmann-Stammbaumes verirren, scheint es ratsam, eine zeitliche Reihenfolge der auftretenden Gestalten dem voranzustellen, was aus dem Werden und Wachsen dieser Familie hier aufgezeichnet werden soll: Vater Heinrich Brinkmann, Oberkesselwärter in unserer Kesselabteilung, 43 Jahre

Erster Sohn Heinrich Brinkmann, Maschinenabteilung Feinwalzwerke, 46 Jahre
Zweiter Sohn Hermann Brinkmann, Schlosserei Walzwerk I, 50 Jahre. Dessen Sohn Heinz (gefallen)

Dritter Sohn Arnold Brinkmann, Maschinenabteilung Hochofen, 50 Jahre
Vierter Sohn Alfred Brinkmann, Maschinenabteilung Walzwerke, 45 Jahre. Dessen Sohn Fred Brinkmann, Verwaltung, 21 Jahre
Fünfter Sohn Emil Brinkmann, Maschinenabteilung Hochofen, 46 Jahre. Dessen Sohn Günter, Kesselschmiede, 22 Jahre.

„Unser Vater wog zweieinhalb Zentner“

Angeichts einer so eindrucksvollen Gewichtsangabe, die durch einen Blick auf das „silberne“ Hochzeitsbild der Eltern erhärtet wird, braucht es nicht mehr zu überraschen, wenn der Meister, der dem Fotografen den Weg zu Emil Brinkmann weist, zwinkernd sagt: „Hoffentlich geht er ganz aufs Bild!“ Es ist ein Geschlecht von Hünen und Enakssöhnen, das uns in den Brinkmanns entgegentritt – überzeugungskräftige „Reklamefiguren“ für die gute alte Zeit, die so bescheiden war, daß ein Zehnmarkstück je Woche für den Unterhalt einer acht- und mehrköpfigen Familie reichen mußte und



▲ So sah Tor I in der Stahlwerkstraße 1919 aus. Alle Brinkmänner sind durch diesen Eingang gegangen

reichte. Dabei waren das „Stück Land“ mit einberechnet, das man unfern der Wohnung in der Albertstraße mit Kartoffeln und Gemüse bestellte, und auch die „Kanine“, für die alle Kinder abwechselnd „das Grüne“ holten. An das Grüne war leichter und schneller heranzukommen als heute, denn wenn man auch auf der einen Seite zum Spähenfeld vordringen und auf der andern sogar bis zum Fredenbaum laufen mußte, so ließ sich eines wie's andere „quer durch die Felder“ rasch erreichen.

Dem Vater schickte Mutter Wilhelmine den Eintopf im Henkelmann zuerst durch die Kinder an das Tor I. Später vertraute sie das Mittagessen dem mit Warmhaltevorrichtung versehenen „Essenwagen“ an, der anderthalb Stunden vor zwölf klingelnd durch die Straßen fuhr, in denen Hoeschianer wohnten.

▼ Um die Jahrhundertwende konnte der „Henkelmannwagen“ noch tief ins Werk hineinfahren, um unseren Mitarbeitern das Essen zu bringen



Jeder wußte, was er zu tun hatte

Mutter Wilhelmine hieß mit Mädchennamen Unterbrink. Sie ist der Zweig, durch den sich der Stamm Brinkmann mit dem mindestens ebenso zahlreichen auf der Hütte vertretenen Stamm Unterbrink auf eine nur erahnbare mannigfache Art versippt und verschwägert. Je mehr ihre Familie wuchs, um so weiser herrschte Mutter Wilhelmine: das Holzhacken, das Schuheputzen, die große Wäsche und das tägliche „Spülen“, alles war genau auf die Kinder verteilt. Das Einkaufen hat Alfred vermutlich gern besorgt. Zwar hatte der Schließkorb, wenn er ihn voll heimschleppen mußte, sein Gewicht, aber die Tüte Klümpkes, die immer obenauf lag, war auch nicht zu verachten, und wer trägt nicht gern gelegentliche Rabattgeschenke wie ein Stück duftender Seife oder gar eine bunt bedruckte Schürze zur Mutter heim?

Brot, das monatlich bezahlt wurde, brachte Bäcker Feldmeyer aus der Amalienstraße ins Haus. Die Kundschaft einer so großen und im Brotverzehr bestimmt Beachtliches leistenden Familie war ihm so wert, daß er erstens zu jedem Brot ein Brötchen zugab, und daß „dicke Sachen“, wie Plattenkuchen zu Ostern oder rauhe Mengen von Spekulatius zu Weihnachten, gewissermaßen eine Gratifikation des dankbaren Bäckers an den guten Kunden darstellten. Vater und Mutter leisteten sich einen einzigen „Luxus“: die Mitgliedschaft im „Lotteriekлуб“.

Mit der Pferdekutsche zur Buschmühle

Wenn sie da mal alle Jubeljahre ein Freilos gewannen, dann ging's sonntags, feingemacht, in der Pferdekutsche zur Buschmühle, allein oder allenfalls in Gesellschaft eines feierlich in steifem Weiß einherschreitenden Töchterchens, dessen offenes Haar mit Zuckerwasser gekräuselt war. Als dieses kleine Mädchen

namens Auguste, das Emil Brinkmanns Erinnerung zufolge von allen ein bißchen verwöhnt wurde, seinem Seltenheitswert zuliebe, groß geworden war, heiratete es, wie nicht anders zu erwarten gewesen, auch einen „von Hoesch“. Ein früher Tod hinderte Paul Engling daran, seinen Schwägern Brinkmann gleich auf silberne und goldene Jubiläumsziffern hinzustreben, aber er war immerhin auch fünfzehn Jahre lang in unserer Maschinenabteilung.

An den strengen, aber gerechten Sinn des Vaters, der, in Blankenhagen bei Herford geboren, zuerst in unserem Bessemerwerk arbeitete, später Kesselwärter und bis zu seinem Tode 1918 Oberkesselwärter war, hat jeder Sohn so seine Erinnerungen. Emil, als der Jüngste, hütete sich wohl, den Zorn des gewaltigen Mannes, „der nicht durch die Tür ging“, zu reizen, denn: „Wenn man eine geknallt gekriegt hätte, wäre man gleich ins nächste Zimmer geflogen.“ Heinrich, der Älteste, nach 46 Jahren in der Maschinenabteilung Feinwalzwerke schon seit 1953 pensioniert und heute 73 Jahre alt, sagt mit Nachdruck: „Er zog keinen vor.“ Wenn er, Inhaber einer Ehrenkarte für den Hoesch-Park und guter Bekannter aller dort diensttuenden Werkschutzmänner, in unserer grünen Lunge spazierengeht, ohne jemals zum Vorzeigen besagter Ehrenkarte genötigt gewesen zu sein, mag er manchmal daran zurückdenken, wie Mutter Wilhelmine diesem oder jenem eine größere und kleinere Verfehlung durchgehen zu lassen schien, bis eines Tages der Vater alle vor ihn gebrachten Klagen zusammen ahndete.

„Wenn überhaupt, hat er uns alle verdroschen“,

erzählt Alfred schmunzelnd. Wer die Paul-Gerhardt-Schule in der Kielstraße durchlaufen hatte, der fing nach dem durch die Lebensverhältnisse bestimmten einfachen Motto: „Immer weg, was verdienen“ sofort bei Hoesch

an. Der Schritt ins Leben konnte, wie bei Emil, sehr kurz sein, am letzten Märztag 1916 konfirmiert, am ersten Apriltag bei der Arbeit. Aber damals war es sowieso anders und härter und nüchterner als bei den älteren Brüdern: der erste Weltkrieg hatte sogar den Pastor verschluckt, und beim Konfirmandenunterricht mußte man sich zwei Jahre lang mit dem Rektor begnügen.

Überhaupt war man so bescheiden, daß z. B. ein Kirmesbesuch durch Wohlverhalten und besonderen Fleiß verdient werden wollte, auch wenn das dafür dem Kinde ausbezahlte Kirmesgeld aus einem Fünfpfennigstück oder höchstens aus einem Groschen bestand. Wer sein Kapital verpraßt hatte und sich dennoch weiter amüsieren wollte, dem stand es frei, einen Karussellbesitzer um Arbeit anzugehen und dafür Freifahrten als Währung anzunehmen. Wurde er für kräftig genug erachtet, so durfte er mit andern vergnügungssüchtigen armen Jungen seinen Leib gegen eine „Pinne“ drücken, dabei unablässig im kleinsten Kreise vorwärtslaufend und von den Kettenschaukeln träumend, die so dazu gebracht wurden, in hohen Bögen durch die Luft zu fliegen.

Da sich der gefallene Bruder August Brinkmann mit Sicherheit nicht im Besitz einer Armbanduhr befand und sehr wahrscheinlich auch keine nickelne Taschenuhr sein eigen nannte, kann man es begreifen, daß ihn einmal bei so sauer verdienten Kirmesfreuden sein Zeitsinn im Stiche ließ. Ihm ahnte nichts Gutes, als er daheim schon alles still und fast alles dunkel fand. Fast alles, denn Vater Brinkmann war eigens aufgeblieben, um seinen „ungeratenen Nachtschwärmer“ zu erwarten: „Weißt du, wie spät es ist?!“ knurrte er drohend. Es war halb elf.

Ein Zimmer voller Erinnerungen

hat der heute siebzigjährige Hermann Brinkmann. Regelmäßig zieht er die Standuhr auf, deren gewaltige Gewichte ihn immer wieder daran erinnern, wie ihn die Kollegen aus der Schlosserei im Walzwerk I fragten: „Na, Hermann, was wünschst du dir denn so zum ‚Silbernen‘?“ Wenn er sich recht behaglich auf ein Skatspiel vorbereiten will, das gelegentlich seinen mit Gartenarbeit, Gräberpflege und Spazierengehen randvollen Pensionärsalltag beschließt, setzt er sich in „den“ Sessel vom „Vierzigjährigen“. Oder er nimmt die Schublade vor, in der alle die vergangenheitsträchtigen Bilder aufbewahrt werden. Am liebsten ruht er seine Gedanken bei dem Foto aus, das seinen Sohn Heinz in der Uniform zeigt, in der der Junge später fiel: aus Heinz hätte viel werden können, denn die damals für die Lehrwerkstatt Verantwortlichen, Bülow und Eib, wollten sich für eine Ingenieurausbildung auf Kosten der Hütte einsetzen.

Während der Junge draußen sein Leben verlor, mußte sein Vater zusätzlich zu seiner bei der Hungerei doppelt schweren Arbeit sich noch als Amateurbergmann beweisen: „Das lag an den Sch...bomben. War das 'ne Wühlerei, als wir einen Bunker für vierhundert Menschen sechzig Meter tief in den Berg hineinbauen sollten! Damals sah ich aus wie ein Achtzigjähriger, ganz hohl.“

„Zuerst kam man in die Schlosserei“,

erzählt Alfred Brinkmann, „um den Betrieb kennenzulernen. Für die Schlepper und die Kräne, für die Rollgänge und die Blockmaschinen wurden Maschinisten gebraucht, und da hat man uns eben angelernt.“ Wer das ein Menschenalter hindurch gemacht hat und mit

sechzig allmählich fühlt, daß das Reißen der Hebel und das Bremsen z. B. am Trägerkran mehr über die Kräfte hergeht, als auf die Dauer gut sein kann, der betreut dann lieber die Kaue, die mit ihren Spiegeln und Hähnen, mit ihren Becken, Kacheln und Duschzellen für fünfzig Leute auch „ihren Mann beschäftigt“. Schön ist dabei zu wissen, daß man immer mal wieder geholt werden kann, wenn es um Aushilfe beim Magazin oder eine Vertretung an einem Kran geht. Der Reiz liegt – auch im Alter noch – beim Wechsel dessen, was man so erlebt und tut. Reizvoll ist es auch, einen Sohn Fred zu haben, der als Techniker in unserer Abteilung Spundwandbohlen auch schon einundzwanzig Jahre hinter sich gebracht hat und wahrscheinlich darum mit auffallender Elastizität auf sein „Silbernes“ zuschreitet, weil ein „Nebenberuf“ – Handballer in der Reserve bei Borussia – seinen Mann fit und lebendig erhält.

1 Vater Heinrich Brinkmann mit Mutter Wilhelmine am Morgen des Tages der Silberhochzeit

2 Heinrich Brinkmann braucht am Eingang zum Hoeschpark seine Ehrenkarte nicht vorzuzeigen

3 Hermann Brinkmann arbeitet gern im Garten, geht viel spazieren und drischt auch mal einen kleinen Skat

4 Heinz Brinkmann hätte, wäre er aus dem Kriege heimgekehrt, von der Hütte jede berufliche Förderung erfahren



1



2



3



4

1 Schichtmeister Arnold Brinkmann hat immer „gar keine Zeit“ gehabt...

2 Nach der anstrengenden Arbeit auf dem Trägerkran macht die friedlichere Pflege der Kaue Alfred Brinkmann Freude

3 Techniker Fred Brinkmann am Reißbrett

4 Emil Brinkmann hatte schon als Junge Spaß an Apparaten und Maschinen

5 Günter Brinkmann hat eine Vorliebe für Arbeiten an dicken Rohren



Mit sechzehn Jahren an den Hauptschaltern der Gaszentrale

hat Emil Brinkmann gestanden. Er ist noch heute auf die Verantwortung stolz, die ihm damals sozusagen im Herzen der Hütte anvertraut worden ist. Jahrzehntlang die Aufzüge der Hochöfen bedienen, ohne die entsprechende Ausbildung dafür bekommen zu haben, das will gewiß etwas heißen. Mit solchen technischen Vorkenntnissen lassen sich dann beim Militär leicht die Führerscheine aller Klassen bauen, und die jetzt geübte Wartung der Gasreinigung in der Maschinenabteilung Hochofen ist weder theoretisch noch praktisch ein Problem. Sohn Günter machte vor zweiundzwanzig Jahren in unserer Lehrwerkstatt die Elektrikerprüfung. Wenn wir ihn mit dem Schweißapparat in der Hand antreffen, vom Stahlbau auf Montage entsandt, so darum, weil es den etwas schwächeren Sproß aus dieser Familie der starken Männer mehr zu den dicken Rohren hinzieht, als zu den dünnen Drähten. Da sieht man doch, was man schafft, da weiß man, was man in der Hand hat...

Was nun unsern Jubilar Arnold angeht,

dessen „goldener“ Feiertag Anlaß zu allen Fragen und Antworten, zu allem stolzen Summieren abgeleiteter Brinkmann-Dienstjahre gab, so „muß er noch ein Jahr“, denn er ist „erst“ vierundsechzig. Angesichts der abgeleiteten fünfzig Jahre, die hinter dem Schichtmeister in der Maschinenabteilung Hochofen liegen, soll es auf die paar Monate auch nicht mehr ankommen. Schließlich hat man in seinem Leben schon genug gearbeitet, wenn man, mit vierzehn „auf Hoesch“ gekommen, schon mit sechzehn „in der Zentrale“ war, von der es zwar wenig zu erzählen, in der es aber immer einen Haufen zu schaffen gab – damals noch von sechs bis sechs.

Arnold Brinkmann ist aus diesem fleißigen Dreh so wenig herausgekommen, daß man ihn an seinem „goldenen“ Tage mit Recht scherzend fragen konnte: „Wie haben Sie eigentlich Ihre Frau kennengelernt? Dazu hatten Sie doch gar keine Zeit!“ Da mag denn der Jubilar lachend abwehren und sagen, über private Dinge rede er schon mal gar nicht – die Arbeitskollegen, denen es ähnlich ergangen ist, könnten an seiner Stelle von den schweren Jahren erzählen, in denen der Krieg die Männer ins Feld und die Frauen ins Werk trieb. Da spannen sich, von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz, die zarten Fäden ganz von selber, aus denen dann Ehen geknüpft wurden, gute und haltbare, denn ihre Männer wußten, daß sie begriffen wurden, wenn sie von einer besonders schweren Schicht todmüde nach Hause kamen und nur sagten: „Heute war's haarig.“

Soviel Namen, soviel Schicksale. Soviel Jahre und soviel Geschichten, die sich erzählen ließen. Ein ganzes Buch könnte man allein über die Brinkmanns schreiben, wollte man ihre Beziehungen zu anderen, ebenfalls überall im Werk tätigen „Arbeitnehmerdynastien“ fragend nachgehen. Eigentlich sind es ja noch viel mehr, denn die Brinkmannkinder, die hier in Wort und Bild gezeigt werden, sind das halbe Dutzend, das am Leben geblieben ist. Wäre man damals imstande gewesen, die Säuglings- und Kindersterblichkeit schon so wie heute zu begrenzen – Vater und Mutter Brinkmann sehen ganz so aus, als wenn sie für Treue und Fleiß, Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit auch noch bei fünf, sechs weiteren Kindern hätten garantieren können.

► Wasser und Windmühlen sind zwei der Kennzeichen für Holland, unser Nachbarland im Westen, das wir auf den Seiten 291 und 292 vorstellen



In der Kunstaussstellung der Ruhrfestspiele



Unter einem eigenwilligen Thema, „Polarität – das Apollinische und das Dionysische“, steht die Kunstaussstellung der diesjährigen Ruhrfestspiele. Was damit gesagt werden soll, ist – im Gegensatz zu den Themen der vergangenen Jahre – nicht sofort ersichtlich.

Zunächst geht es auch in dieser Ausstellung wie schon bisher um die Gegenüberstellung gegensätzlicher Werke. In diesem Jahr will man zwei entgegengesetzte Pole des menschlichen Daseins und des künstlerischen Schaffens – im Bilde zweier griechischer Gottheiten – aufzeigen, nämlich das „Apollinische“ und das „Dionysische“. Unter dem „Dionysischen“ versteht die Ausstellung (laut Katalog) das „Rauschhafte, das leidenschaftlich Entbundene, die vitale Aktivität, Triebhaftigkeit und Übersteigerung, die bis zur Auflösung des Bewußtseins im Grenzenlosen führen kann“. Das „Apollinische“ bezeichnet „die geistige Ordnung, Maß, Regel und Klarheit, Schönheit und Bildung“.

Die rund zweihundertsechzig Kunstwerke, vornehmlich aus den letzten hundertfünfzig Jahren, sind unter das eine oder andere Prinzip gestellt, je nachdem, ob man in dem einzelnen Werk die genannten Elemente des „Apollinischen“ oder die des „Dionysischen“ für vorherrschend ansah. Diese Zuordnung geht so weit, daß jedes Werk in der Ausstellung und im Katalog mit dem entsprechenden Etikett (A oder D) versehen ist. Auch die Werke von Zeitgenossen stehen sich jeweils als Vertreter des „Apollinischen“ oder des „Dionysischen“ gegenüber, so z. B. Cézanne (A) und van Gogh (D).

Nietzsche und die „Idee“ der Ausstellung

Vorab ist festzustellen, daß sich noch nie so viele hervorragende Zeichnungen, Gemälde und Plastiken in der Kunsthalle von Recklinghausen zusammengefunden haben. Angesichts der steigenden Schwierigkeiten im Ausstellungswesen und des zunehmenden Widerstrebens der öffentlichen und privaten Kunstbesitzer, Plastiken und Bilder zu verleihen, verdient die Ausstellungsleitung Lob und Dank für die „Eroberung“ dieser Fülle bedeutender Kunstwerke.

Problematisch erscheint aber das Thema, die „Idee“ der Ausstellung. Dem Gegensatz zwischen „apollinischer“ und „dionysischer“ Kunst legen die Veranstalter Friedrich Nietzsches Jugendschrift „Die Geburt der Tragödie“ zugrunde. Nach Nietzsche laufen bei den alten Griechen anfangs zwei „Kunsttriebe“ nebeneinander: die klare und lichte, geordnete und geschlossene Welt des „Apollinischen“ und das Naturhaft-Wilde, das rauschhaft Entfesselte, das „Dionysische“.

Allerdings stellt sich die grundlegende Frage, die gewiß auch viele Besucher bewegt, ob die Erkenntnis von den beiden „Kunsttrieben“ als überall und immer geltend angesehen werden kann. Unterstellt man aber auch den beiden Prinzipien des „Apollinischen“ und des „Dionysischen“ in der Kunst allgemeine Gültigkeit über die Zeiten und Völker hinweg, so kann man

◀ In knappen und kühnen Strichen verbindet Rembrandt (1606 bis 1669) in seiner Zeichnung „Die Heilung des Tobias“ das Sachliche ärztlicher Arbeit mit dem Wunderbaren der Engelserscheinung



dennoch über die jeweilige „Zuordnung“ des einzelnen Kunstwerkes unterschiedlicher Meinung sein.

Rembrandts (1606–1669) Zeichnung „Die Heilung des Tobias“ wird da zur „dionysischen“ Seite der Kunst gerechnet, soll demnach etwas Rausch- und Triebhaftes, gar etwas Übersteigertes haben. Wenn Rembrandt hier in knappen und kühnen Strichen das räumliche Gehäuse für die Figuren schafft, wenn er das Sachliche ärztlicher Arbeit und das Wunderbare der Erscheinung zu einer Szene von „heiliger Nüchternheit“ verbindet, wenn darin der ergreifende Ausdruck und der hohe künstlerische Reiz dieser Zeichnung liegen, kann man darüber streiten, was hier „dionysisch“ genannt werden könnte. Oder sollte man aber nur die Bewegtheit der Linien, das Schwebende und „Malerische“ der Umrisse gemeint haben?

In den römischen Architekturansichten Piranesis (1720–1778) ist das letzte Kapitel der großartigen Kunsttradition Roms von der Antike bis zum Barock erreicht. Die Zeichnung „Römischer Kerker“ ist ein vorzügliches Beispiel hierfür. Eine phantastische Architektur aus Bogen, Pfeilern und Treppen – erregend, geheimnisvoll, fast unwirklich. Aber auch noch in dieser romantischen Traumwelt wird der Abglanz römischer Größe und Gemessenheit sichtbar. Die Zeichnung lebt geradezu von diesem Ineinander aus verwirrender Phantastik und monumentaler Ordnung. Ist der Begriff „dionysisch“ hier recht angebracht?

▲ Das Stilleben von Bracque (geb. 1882) wirkt fein und kühl – geistreich durchdacht ist das Verhältnis der Formen und Farben

► Diese Zeichnung Piranesis (1720 bis 1778) ist ein fesselndes Zueinander aus verwirrender Phantastik und monumentaler Ordnung. Mit ihr ist das letzte Kapitel der großen Kunsttradition Roms von der Antike bis zum Barock erreicht





Zwei Zeitgenossen stehen sich gegenüber

Besonders fragwürdig wird es, den unerhörten Reichtum und die schnell wechselnde Vielfalt der Erscheinungen in der europäischen Kunst gerade der letzten hundertfünfzig Jahre auf den Gegensatz „apollinisch-dionysisch“ einzulegen. Eine solche Klassifizierung läßt den Blick leicht vorbeigehen an der Einmaligkeit des einzelnen Werkes.

Damit ist aber nichts gegen die Gegenüberstellung an sich gesagt. Im Gegenteil: die Gegenüberstellung gegensätzlicher Werke ist ein sehr brauchbares Mittel, sich des Eigentümlichen und Einmaligen der einzelnen Gestaltung bewußt zu werden. Nur lasse man dabei dem Betrachter die größtmögliche Freiheit.

In Bracque (geb. 1882) und Rouault (1871–1958), obschon Zeitgenossen und Landsleute, wird eine der vielen weiten Spannungen der neueren Kunst sichtbar. Bracques Stilleben ist ganz feine Eleganz und kühle Vornehmheit. Das Verhältnis seiner Formen und Farben ist wie mit der Goldwaage ausgewogen, ist intellektuell, „durchdacht“, geistreiches Spiel. Wenn hier „apollinisch“ als allgemeine Kennzeichnung auch am Platze sein mag, so ist der Begriff des „Dionysischen“ doch recht fragwürdig bei dem „Clown“ von Rouault. Dieses Gesicht, diese Augen las-

▼ „Improvisationen“ hat Kandinsky (1860 bis 1944) seine gegenstandslosen Bilder genannt. Er braucht einen Begriff aus der Welt der Musik, als wolle er feststellen, daß auch die Musik keiner äußeren Wirklichkeit verpflichtet sei, und fragen, warum die Malerei nicht genauso frei mit Farben und Formen schalten solle wie die Musik mit den Tönen

sen nicht mehr los. Eine bannende Stille, eine abgründige Melancholie spricht aus ihnen, eine Melancholie, die nicht aus irgendeinem Leiden kommt, sondern zum Bild des Menschen im tieferen Sinne gehört.

Musik und Malerei

Mit Kandinskys Komposition „Osten“ treten wir in die Geburtsstunde der abstrakten Malerei, die Jahre 1910 bis 1913. Der Russe Kandinsky (1866–1944) hat damals eine künstlerische Wende herbeigeführt, die in ihrer Bedeutung nur mit wenigen Ereignissen in der Geschichte des menschlichen Geistes verglichen werden kann.

Bescheiden und kühn nennt Kandinsky seine Bilder dieser Jahre „Improvisationen“, er verwendet einen ursprünglich musikalischen Begriff. Und in der Tat ist diese Malerei in ihrem freien, losgelösten Schalten mit Farben und Formen der Musik verwandt. Die Musik ist keiner äußeren Wirklichkeit verpflichtet: warum sollte die Malerei der „natürlichen“ Wirklichkeit folgen müssen, zumal ja diese Natur durch die modernen Wissenschaften ein ganz neues, fremdes Gesicht bekommen hat? Ein Konzertieren entbundener Kräfte, die sich doch im Gleichgewicht halten. Gewalt und Geheimnis der reinen Farbe – wie der Musik im Grunde nicht mit Worten beizukommen ist, so auch nicht dieser Malerei.

Es ist ein besonderes Verdienst der diesjährigen Ausstellung, zwei Bilder des 1951 in Paris gestorbenen Wols (Wolfgang Schulze) zu zeigen, ist doch dieser bedeutende Maler noch so gut wie unbekannt. Auf kleinformatige Tafeln hat Wols seine zarten pflanzenhaften Gebilde mehr „geschrieben“ als gemalt. Sie sind Geschöpfe einer rätselhaften Wunderwelt, phantastische Organismen aus Licht und feinen wuchernden Linien, „Vegetation der Seele“. Tod und Leben, Verwesung und Blühen mischen sich in ihnen, zuweilen auch eine zärtliche, melancholische Komik wie im „Blauen Gespenst“. Ein Künstler von unbeschreiblicher Sensibilität und Offenheit für die feinsten, verborgensten Regungen hat hier gesprochen.

Alles in allem ist die diesjährige Kunstaussstellung der Ruhrfestspiele also überaus sehenswert, und das nicht nur wegen der Fülle hervorragender Kunstwerke, sondern durchaus auch wegen der Problematik des Themas, die die Besucher vor dem einzelnen Bild oder der einzelnen Plastik festhält, zur eigenen Stellungnahme herausfordert und damit zur Auseinandersetzung anregt wie selten zuvor.

Fritz Endemann



► Die Augen dieses Clowns von Rouault (1871 bis 1958) lassen nicht mehr los. Eine bannende Stille und die abgründige Melancholie menschlichen Lebens sprechen aus ihnen



40

Hoesch AG Bergbau

- 18. 4. 1961 Friedrich Sprank, Fördermaschinist
Schachtanlage Fritz
- 1. 7. 1961 Fritz Mutkamp, 2. Anschläger
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 1. 7. 1961 August Olschewski, Hauer
Schachtanlage Carl
- 1. 7. 1961 Wilhelm Peter, Heilgehilfe
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 4. 7. 1961 Hermann Inholte, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 5. 7. 1961 Wilhelm Meienbrock, Ausbauhelfer
Schachtanlage Radbod
- 5. 7. 1961 Paul Wandelt, Tagesarbeiter
Schachtanlage Emil
- 11. 7. 1961 Wilhelm Becker, Bahnreiniger
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 11. 7. 1961 Fritz Schmuck, Anschläger über Tage
Schachtanlage Fritz
- 12. 7. 1961 Heinrich Eichelhardt, kfm. Angest.
Schachtanlage Fritz
- 12. 7. 1961 Wilh. Galler, Entlade- u. Transportarb.
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 13. 7. 1961 Otto Neumann, Ausbauhelfer
Schachtanlage Radbod
- 14. 7. 1961 August Röbber, kfm. Angestellter
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 20. 7. 1961 Gustav Potrafke, Ausbauhelfer
Schachtanlage Fritz
- 27. 7. 1961 Ignatz Strzelczyk, Hauer
Schachtanlage Fritz
- 28. 7. 1961 Valentin Becker, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 28. 7. 1961 Heinrich Hölscher, Pfortner
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 29. 7. 1961 Theodor Haves, Hauer
Schachtanlage Radbod

Hoesch AG Westfalenhütte

- 5. 7. 1961 Franz Kickelbick, Vorarbeiter
- 13. 7. 1961 Albert Selzer, Schlosser
- 18. 7. 1961 Paul Kettler, Betriebsdirektor
- 22. 7. 1961 Franz Ratajczyk, Unfallmeister
- 22. 7. 1961 Otto Schröder, Vorarbeiter
- 22. 7. 1961 Richard Stutznäcker, Meister
- 22. 7. 1961 Otto Wegemann, Res.-Walzmeister
- 26. 7. 1961 Heinrich Haase, Schlosser
- 26. 7. 1961 Johann Hennig, Beizgehilfe
- 28. 7. 1961 Josef van Empel, Betriebsschlosser

Hoesch AG

Walzwerke Hohenlimburg

- 12. 7. 1961 Wilhelm König, Kranfahrer

Hoesch AG Rohrwerke

- 1. 7. 1961 Johannes Steckelbrock, Werkmeister

Schmiedag AG

- 12. 7. 1961 Wilhelm Knöpfel, Vorarbeiter
Werk Lange

Maschinenfabrik Deutschland AG

- 28. 7. 1961 Otto Unger, technischer Angestellter

Becke-Prinz GmbH

- 11. 7. 1961 Fritz Bäcker, Hilfsmeister
Verwaltung Hemer

25

Hoesch AG Bergbau

- 1. 7. 1961 Michael Berchem,
Maschinen-Betriebsführer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 3. 7. 1961 Willi Baranski, Hauer
Schachtanlage Emil
- 3. 7. 1961 Paul Kroll, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 3. 7. 1961 Friedrich Specht, Bauarbeiter
Schachtanlage Radbod
- 3. 7. 1961 Eberhard Stärke, Ausbauhelfer
Schachtanlage Radbod
- 4. 7. 1961 Alfred Blum, Bahnreiniger
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 8. 7. 1961 Alfred Michel, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 14. 7. 1961 Franz Franke, Wäschearbeiter
Schachtanlage Radbod
- 15. 7. 1961 Johann Emmert, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 15. 7. 1961 Rudolf Schulz, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 16. 7. 1961 Stefan Bilbang, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 16. 7. 1961 Karl Martensmeier, Hauer
Schachtanlage Fritz
- 16. 7. 1961 Karl Schütz, Elektriker
Kokerei Emil
- 20. 7. 1961 Kurt Schulte, kfm. Angestellter
Verwaltung
- 21. 7. 1961 Alex Haugwitz, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 21. 7. 1961 Hermann Mührs, Schlosser
Schachtanlage Radbod
- 21. 7. 1961 Johann Mührs, Schlosser
Schachtanlage Radbod
- 22. 7. 1961 Julius Kok, kfm. Angestellter
Schachtanlage Radbod
- 24. 7. 1961 Heinrich Stüwe, Hilfsarbeiter
Schachtanlage Kaiserstuhl

Hoesch AG Westfalenhütte

- 2. 7. 1961 Heinrich Abend, Werkschutzmann
- 2. 7. 1961 Heinrich Adam, Schlosser
- 3. 7. 1961 Richard Goldstein, Normalspur-Lokf.
- 4. 7. 1961 Karl-Heinz Dembeck, Dreher
- 4. 7. 1961 Franz Rose, Sicherheitsmeister
- 4. 7. 1961 Franz Schwinty, Maschinist
- 6. 7. 1961 Ferdinand Schabram, Walzenschleifer
- 9. 7. 1961 Gustav Salewski, Kranführer
- 10. 7. 1961 Ludwig Linnerz, Kolonnenführer
- 11. 7. 1961 Gustav Ober, 1. Laborant
- 11. 7. 1961 Otto Rostek, Schichtmeister
- 13. 7. 1961 Helmut Faust, Ziehsteinpolierer
- 13. 7. 1961 Walter Grabowski,
1. Mann Bandreinigungsanlage
- 13. 7. 1961 Fritz Huckschlag, Vorarbeiter

- 13. 7. 1961 Wilhelm Kindel, Weißblech-Sortierer
- 13. 7. 1961 Franz Scheffler, Schlosser
- 14. 7. 1961 Heinrich Graf, Schlosser
- 15. 7. 1961 Walter Drom, Maurer
- 16. 7. 1961 Josef Meyer, Schlosser
- 17. 7. 1961 Josef Pachela, Granulierer
- 17. 7. 1961 Josef Wawrzyniak, Probenzurichter
- 18. 7. 1961 Karl Schmälter, Schlosser
- 21. 7. 1961 Gustav Grünewald, 1. Schmelzer
- 21. 7. 1961 Heinrich Hoffmeier, Vorarbeiter
- 22. 7. 1961 Heinrich Bartniczak, 1. Kalksetzer
- 22. 7. 1961 Willi Bartsch, Montageschlosser
- 24. 7. 1961 Franz Schäfer, Betriebsbeobachter
- 24. 7. 1961 Wilhelm Stoim, Brenner
- 24. 7. 1961 Walter Thorn, Putzer
- 27. 7. 1961 Karl-Armin Brandes, Sachbearbeiter
- 27. 7. 1961 Paul Burchert, 1. Pfannenabkratzer
- 27. 7. 1961 August Wolff, Magazinausgeber
- 28. 7. 1961 Anton Renz, Obermeister
- 28. 7. 1961 Ernst Steffens, Vorarbeiter

Hoesch AG

Walzwerke Hohenlimburg

- 21. 7. 1961 Wilhelm Höing, Dreher

Hoesch AG Rohrwerke

- 1. 7. 1961 Karl-Heinz Schlusnus,
Leiter der Qualitätsstelle
- 13. 7. 1961 Franz Nowak, Werkmeister

Schmiedag AG

- 13. 7. 1961 Artur Brach, Handschmied
Werk Grüntal
- 14. 7. 1961 Oskar Vöpel, Kontrolleur
Werk Grüntal
- 24. 7. 1961 Fritz Witte, Schlosser
Werk Lange
- 25. 7. 1961 Anton Stüwe, Kontrolleur
Werk Grüntal

Maschinenfabrik Deutschland AG

- 22. 7. 1961 Karl Zaydowitz, Former
- 30. 7. 1961 Karl Kroll, Ofenarbeiter

Schwinn AG

- 20. 7. 1961 Emil Herz, Lohnrechner

Becke-Prinz GmbH

- 13. 7. 1961 Walter Schäfer, Maschinensteller
Werk Hemer

Dörken AG

- 6. 7. 1961 Karl Voss, Werkmeister

Hoesch Eisenhandel

- 21. 7. 1961 Albert Fiss, Lagermeister

Schiffswerft und Maschinenfabrik Mainz-Gustavsburg GmbH

- 21. 7. 1961 Karl Nillius, Schreiner

Faustregeln für den Urlaub

Nach eingehendem Studium der Gewohnheiten, Ansprüche und der Mentalität des modernen Menschen kann sein Verhalten während eines Urlaubs in einigen Faustregeln zusammengefaßt werden.

1. Der moderne Mensch ist in seinem Urlaub nicht seßhaft. Halte dich deshalb niemals länger als zwei oder drei Tage an einem Ort auf. Du kannst, wieder daheim, dann berichten, wo überall du gewesen bist. Es macht sich nämlich sehr gut, wenn du bei der Erwähnung eines Ortsnamens gelangweilt lächelst und mit lässiger Handbewegung sagst: „Kenn ich.“ Je mehr Ortsnamen du aufzählen kannst oder als dir bekannt erklärst, um so mehr steigt dein Ansehen. Allerdings zählen nur Städte mit mehr als hunderttausend Einwohnern. Mit kleineren Orten kann man nur prunken, wenn sie sich durch irgendeine Sensation einen Namen gemacht haben, einen besonders schönen Mord zum Beispiel, eine umfangreiche Katastrophe gleich welcher Art, eine erfolgreiche Fußballmannschaft oder als Geburtsort eines Filmsterns. Vor Antritt der Reise studiere man daher die einschlägigen Illustrierten. Heilquellen, Berge, Täler, Wälder und ähnliche Requisiten zählen nicht, es sei denn, eines der Naturmerkmale hat einen offiziellen Titel wie der höchste Berg, das tiefste Tal, der reißendste Fluß oder die heißeste Quelle. Im allgemeinen hat man jedoch von einer Landschaft nur Notiz zu nehmen, wenn sie im Ausland liegt. Heimatliche Landschaften gelten als langweilig und hausbacken, der moderne Mensch übersieht sie und erwähnt sie nicht.

2. Bei der Wahl deines Quartiers achte darauf, daß es an einer Haupt- oder Landstraße erster Ordnung oder in der Nähe des Bahnhofs liegt. Du wirst dich dann sofort heimisch fühlen und den gewohnten Lärm nicht allzu sehr vermissen. Auch empfiehlt es sich, sich in Häusern einzumieten, die einen großen Saal für Festlichkeiten haben. Du kannst dann zwar nicht schlafen, aber das willst du sicher auch nicht. Als moderner Mensch möchtest du deinen Urlaub bis zur Neige auskosten und den Schlaf auf das alleräußerste Maß beschränken. Schlafen kannst du ja auch zu Hause. Falls du auch zu Hause nicht schlafen kannst, so wirst du den Schlaf in deinem Urlaub nicht vermissen. Die Wahl eines solchen Hauses hat weiterhin den Vorteil, daß du nur die Treppe hinunterzugehen brauchst, um an Bällen, Gelagen, Cocktailparties und Festen aller Art teilzunehmen. So bequem hast du es zu Hause nicht.

3. Solltest du, was allerdings unwahrscheinlich ist, Spaziergänge oder gar Wanderungen unternehmen, so führe stets ein Kofferradio mit. Du bleibst auf diese Weise nicht nur mit der Welt verbunden und bist jeder Gesprächsbemühung enthoben, du vermagst mittels des Apparates auch die Stille des Waldes aufzulockern und die primitiven Geräusche der Natur zu übertönen. Du wirst ferner erstaunt feststellen, welche interessanten Klangeffekte sich etwa beim Zusammentönen einer blökenden Kuhherde und einer Rock-and-Roll-Band oder eines Holzhackers und dem Gesang von Louis Armstrong ergeben.

4. Setze dir ein tägliches Soll an Kilometern und achte darauf, daß es erfüllt wird. Die Summe der zurückgelegten Kilometer ist maßgebend für das Ansehen, das du durch deine Urlaubsreise zu gewinnen hoffst. Nimm keine Rücksicht auf deine Nerven und dein Herz und schon gar nicht auf andere Leute. Schließlich darfst du dich ja in deinem Urlaub einmal tüchtig enthemmen, worüber noch in Punkt fünf ausführlicher gesprochen werden soll.

5. Da du in den langen Monaten, in denen du an deinen Beruf und deine Familie gefesselt warst, Rücksicht, Ord-

nung, Höflichkeit, Diätvorschriften zu wahren hattest, so darfst du in deinem Urlaub ganz aus dir herausgehen. Setz dich rücksichtslos ein und durch, iß so viel du kannst und alles, was dich verlockt, nimm Alkohol und Nikotin in rauen Mengen zu dir und sprich jedes weibliche Wesen an, das dir gefällt beziehungsweise benimm dich, so du eine Frau bist, wie Brigitte Bardot plus Sofia Loren. Mach dir keine Sorgen um den schlechten Eindruck, den du hervorrufen könntest. Da du, als moderner Mensch, doch nie an einen Ort zurückkehrst, den du einmal behelligt hast, so kann es dir gleich sein, was Einheimische und andere Urlauber von dir denken.

6. Nimm deine beruflichen, familiären und sonstigen Sorgen mit auf die Reise, damit du nicht aus der Übung kommst. Nur Pedanten und Ordnungsfanatiker regeln alles vorher oder beauftragen jemanden mit der Wahrnehmung ihrer Angelegenheiten. Laß dir alle Rechnungen, Mahnungen, Zahlungsbefehle, Klageschriften und dergleichen nachschicken, aber reagiere nicht darauf. Du bist ja im Urlaub. Es ist, sagt ein alter Spruch, nichts so eilig und so unangenehm, daß es durch Nichtbeachtung nicht noch eiliger und unbequemer würde.

Die Beachtung dieser Faustregeln garantiert dem modernen Menschen einen zwar nicht ungetrübten, aber modernen Urlaub, mit dem er nachher angeben kann. Man kann aber auch in allen Punkten nach dem Gegenteil verfahren. In diesem Falle wird man sich zwar erholen, sich aber auch vorwerfen lassen müssen, altmodisch zu sein.

Heinz Rein

WERK und WIR

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktion: Erhard Jahn. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Grafische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Titelseite: Manfred Kampmann, Dortmund; Rückseite: Erich Kreuzner, Dortmund. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALENHÜTTE, Seiten **1** bis **32**: Walter Hölkeskamp. Redaktion: Johannes Hoischen. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 23. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 123/0822 294. Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die im Inhaltsverzeichnis mit **■** gezeichneten Berichte und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.

Bildnachweis: Farbinnenbilder: Kampmann und Kreuzner, Dortmund. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: H. H. Bauer, Düsseldorf; dpa; Kampmann, Korte, Kreuzner, Dortmund; Laenderpress; Stachelscheld, Düsseldorf, und Werks- und Privataufnahmen:



1



2



Foto-Wettbewerb

Unser Foto-Wettbewerb läuft ständig. Alle Hoesch-Mitarbeiter können an ihm teilnehmen. Die Motive sind freigestellt. Die Mindestgröße der eingesandten Abzüge soll 9 x 12 Zentimeter betragen.

- | | |
|-----------------|----------------------------------|
| 1 H. Arndt | Hoesch AG Westfalenhütte |
| 2 E. Smarny | Hoesch AG Westfalenhütte |
| 3 J. Graben | Hoesch Eisenhandel mbH |
| 4 G. Hollmann | Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg |
| 5 A. Beschorner | Hoesch AG Bergbau |



3



4



5

